



Berlin, den 20. August 1904.

Der Zarewitsch.

Reise verrieselt der letzte Springquell im Park. Von der Terrasse her hallen noch Tritte, von Marly und Monplaisir kommt manchmal ein Zischen, ein Brasseln und das matte Echo scheuer Bewunderung, die den Leuchtugeln und Feuergarben himmelan folgt. Ein Hornsignal, sanft wie die Mahnung sehnsüchtiger Mutterliebe: und ringsum wirds still. Hastige Schritte, eine Degenscheide klirrt gegen das Parkthor; dann ächzt der Schlüssel im Schloß. Für die nächsten zwölf Stunden ruht nun der Dienst; zwölf Stunden lang findet keine Unheilspost ein Spältchen, durch das sie in den Sommerpalast schlüpfen kann. Noch dunkelt es nicht; doch in Peterhof stockt jedes Lebensgeräusch. Schon ward der Wasserkunst Schweigen geboten. Jetzt wagt auch kein Kämmerling, kein Gärtner sich mehr in die müde Blumenpracht hinaus. Weit in der Runde ist allen Thurmuhren die Zunge gefesselt, allen Wächtern jede widerhallende Bewegung bei strenger Strafe verboten. So still ist's, daß man den Meerbusen athmen, das Wasser die Marmorstufen bespülen hört. So still muß es sein. Ein von Wehen erschöpfter Leib lechzt nach Ruhe; und kein Laut darf den Schlummer des Kindes stören, an dessen dünnem Lebensfädchen die Hoffnung einer leidvollen Menschheit hängt. Da liegt es. Roth und runzlig zwischen schneeweißer Seide und milchfarbigen Spigen. Ueber dem Kopfsende des kleinen Bettes brennt vor einem Heiligenbild ein Lämpchen; das einzige Licht in dem hohen, lustigen Gemach. Auf bloßen Füßen huscht die Amme noch hin und her. Sie ist hier schon heimisch und läßt sich von all der Pracht nicht einschüchtern. Als das Würmchen so jämmerlich weinte, sang sie ihm die Lieder

vom Bruder, der die Schwester verkaufte, und von Baba-Jaga, der schlimmen Hexe, die einen Kupfermörser als Kutsche, eine Keule als Peitsche benutzte, wenn sie den Menschenknochenzaun ihres Hauses hinter sich lassen will. Das Gesumm hatte den Kleinen beruhigt; er nahm die Brust und schlief im Saugen ein. Schnell noch das Nöthigste für die Nacht vorbereitet und dann ins Bett. Da ist's weich und warm; und so warm doch nicht wie zu Haus, wo sie sich gern in die Ecke pferchte, um dem Mann Platz zu machen. Später werden sie's anders haben. Einstrahlen träumt sie süß und segnet im Traum ihr Geschick das unter Tausenden sie zur Nährerin eines künftigen Kaisers erwählt hat.

Eine behutsame Hand öffnet sacht die gepolsterte Thür. Der Vater schleicht ans Bett seines Knaben. Die Angst trieb ihn her; das Kind hatte gar so spitz und weiß ausgehoben; fast greisenhaft. Wenn er's nicht behielte, der glücklichen Mutter, dem abergläubigen Volk jagen müßte: Eure Hoffnung starb in den Windeln! Die Aerzte nannten seine Sorge grundlos; der Großfürst sei kerngesund. Aber die Nerven kommen nicht zur Ruhe... Ein heißer Tag. Vom Morgen bis zum Abend traurige Botschaft. Neue Leichen, neue Niederlagen im fernem Osten; die Flotte fast völlig vernichtet, die als unüberwindlich gerühmte Festung bald wohl vom Feind erstürmt. Beinahe ist's schon gewiß, daß der Krieg im nächsten Jahr von vorn anfangen muß. Daheim im weiten Lande Noth, Unzufriedenheit, blutiger Frevel und dumpfer Groll. Mitleidlos, mit kaum verborgener Schadenfreude, blickt Europa auf das Schauspiel. Das ist die Frucht zehnjähriger Arbeit im Dienst eines Volkes, der ganzen Menschheit. Hier, am Bettchen dieses Kindes, ist Friede. Seine Geburt war ein Sonnenstrahl in finsterner Nacht und hundert Millionen bekümmertter Menschen grüßten es jauchzend, wie einen Bringer himmlischen Trostes. Wer weiß, wie lange Nikolajs Schläfe die schwere Mütze des Monomachen noch trägt? Uralte Weissagung kündigt ihm frühen Tod. Jetzt hat die Kraft seiner Venden einen Erben gezeugt. Im Dunkel beugt der Vater sich zärtlich über den Sohn und lauscht auf die Zahl der Pulschläge. Hegen will er ihn, mit allen Tugenden rüsten und im Scheiden dann, mit letztem Athem, der undankbaren Menge zuhauchen: Diesen schenkte ich Euch! Ein großer Zar soll er werden, den Wohlstand des Reiches mehren, die Grenzen erweitern und doch niemals gezwungen sein, Menschenblut zu versprühen. Nach der Mutter ward er Alexej genannt. Werde stark und mild, Alexej Nikolajewitsch, ein Mensch und ein Christ im Gewand höchster Macht. Laß Dich stets von der Stimme Deines Gewissens leiten, nie von eitler Gier nach dem Beifall der blinden Masse, und bleibe Dein Leben lang des Namens würdig, den Peters Vater trug!

„Und Peters Sohn.“

Ein Niese spricht. Dem schwächtigen Kaiser sitzt er gegenüber; zwischen Beiden das Knäblein im Bett. Und dem Vater, der staunend aufgehört hat, ist, als hätte er hundertmal schon dieses durchfurchte Antlitz geschaut.

„Woher kommst Du mir?“

„Aus dem Höhlenkloster in Kiew. Kennst Du mich nicht? Hast Du nie von dem Elias gehört, dem Ruromer, der die Tataren schlug? Kennst mich ganz gewiß. Wie jeder Russe. Wenn gebundene Kräfte sich nach Befreiung sehnen, rufen sie den Ilija, den lahmen Tölpel, der gehen und kämpfen lernte. Und diesmal ist er dem Ruf gefolgt. Denn die Noth ist groß; und Zeit, daß die Toten reden. Noch einmal: Alexej hieß Peters Sohn.“

„Ein schlechter Sohn, dem der Vater das Erbrecht entziehen mußte. Warum an ihn hier erinnern? Nur ein Zar Alexej hat über die Rußen geherrscht. Der zweite Romanow, der bis zum Dnjpr und bis zum Amur vorrückte, dem Reich das Gesetzbuch gab und dem Handel den Weg nach China und Persien bahnte. Ein Wohlthäter seinem Volk und seinem Sohn der beste Vater.“

„Und doch that der Sohn nichts, was dem Vater gefallen hätte, und trieb auf seine Weise nicht besser als Alexej Petrowitsch. Warum ich an Den hier erinnere? Dieses Schloß hat er freilich nicht mehr bewohnt; der Franzosenbau entstand erst, als Peter, den Ihr den Großen nennt, ihn gemordet hatte. Aber er war der letzte Großfürst, der als Thronfolger geboren wurde, hieß Alexej und war ein echter Altrusse. Daß er dem Kerker entfloh, war nach dem Recht ungezähmter Menschen kein Verbrechen; auch dem Wilden aber Sünde, daß der Vater ihn peitschen, foltern, zu Tod martern ließ. Sünde wider den Heiligen Geist. So war Euer Größter. Selbst im eigenen Haus mußte er jeden widerstrebenden Willen brechen. Wie ein Ding, ein Werkzeug Den selbst vernichten, den Gottes Gnade dem Volk aufbewahrte. Sich verzieh er Alles, Anderen nichts. Nur er wußte, was dem Lande frommt. Den Männern den Bart, den Frauen den Schleier vom Gesicht; der Raftan war nicht mehr erlaubt. Alexej Michailowitsch, der auch schon den Fremden zu eilig nachließ, hatte noch das heilige Kleid der alten Zaren getragen; Peter zog den Soldatenrock an. Die Vergangenheit sollte tot sein, Alles vergessen, was die Spur der Mongolenknechtschaft zeigte. Als hätte der Herrgott nicht auch diese Prüfung mit weiser Absicht über unsere Ahnen verhängt. Mütterchen Moskau gefällt dem im Kreml Geborenen nicht; die Nema muß der Wolga verbunden, am Finischen Busen eine neue Hauptstadt geschaffen werden. Weh dem Kinde, das seine Eltern verleugnet! Der Himmel lasse Dichs nicht erleben, Väterchen Nikolaj. Und was sah ich

seitdem! Vier Bühlerinnen, zwei Kinder, zwei Tolle auf Nikits Thron; das Reich muß warten, bis eine Deutsche kommt, ihm aufhilft und alle Russen beschämt. Und dieses Volk hat wirklich gewartet, in unverdrossener Geduld, vorher und nachher. Alle Schwankungen und Launen ertragen. Alexander, Nikolaus, — und immer so fort. Das Elend endete nicht. Kein guter Herr brachte das Glück; bis auf diesen Tag keiner. Und die Hoffnung erlahmte dennoch nicht und empfing jeden Erben der alten Krone mit neuem Jubel“.

„Du redest, wie Dus verstehst. Wie all die Unklugen, die glauben, nur guter Wille sei nöthig, um dieses Volk glücklich zu machen. Wohl hat es sich oft höchsten Glückes würdig gezeigt. Tutschew sprach wahr, als er das christlichste aller Völker nannte, weil es Alles gern opfert, auf Alles freudig verzichte. Schmal aber und steil ist der Weg zum Glück; wie könnten hundert- unddreißig Millionen Menschen ihn gemeinsam beschreiten? Nicht ohne Grund hast Du getadelt, daß Peter sich von der Vergangenheit schied. Soll ich seinen Fehler, als Schwächerer und in gefährlicherer Zeit, jetzt wiederholen und Freiheiten gewähren, die unter Hunderttausenden nicht Einer nützlich verwerthen kann? Eben so gut könnte ich dem Kindlein hier ein scharfes Schwert in die Hand geben; keinen Feind: nur sich selbst würde es verwunden.“

„Wer sprach von Freiheiten? Ich bin in meiner Brust nicht zum westländischen Narren geworden. Der Russe will einen Herrn; heute noch wie in der Warägerzeit, wie in den Tagen, da er den Romanows die Krone bot. Sehr gering scheint mir, was äußere Freiheit vermag; nicht einmal das Leben der Mächtigen kann sie schützen. Nur — Furcht lernte ich nie — Achtung vor dem Menschen wird von Euch gefordert. Darum nannte ich Peters Sohn. Der starb, weil der Vater in ihm nicht den Menschen achtete. Und so ist's geblieben. Immer den Willen brechen. Zerstriemt, an den Galgen oder lebend ins Grab. Der russische Mensch gilt Euch nicht mehr als ein Hund.“

„Daß ich Dich anhöre, könnte Dich schon widerlegen. Doch was wißt Ihr von unserem Leid, unseren Sorgen bei Tag und Nacht? Nur den Glanz seht Ihr und seid gebendet; beneidet uns gar. Wir sind die Brasser, die Tyrannen, die das Volk knechten, um nur ja kein Stückchen ihrer Macht hingeben zu müssen. Jauchzend gäbe ich sie, die ganze Macht, und stöbe in stilles Glück, in die Sicherheit einer umfriedeten Hütte. Was aber würde aus dem Reich? Zerfallen würde es, des fremden Eroberers Beute werden; und die Stämme würden in wilder Wuth einander zerfleischen, der Moskowiter den Finen, der Kleinrusse den Polen. Das zu verhüten, bin ich bestellt. Gott hat mir ein hohes Amt anvertraut und ich gliche dem ungetreuen Haushalter, wenn ich es wegwürfe, um mir behagliche Ruhe zu schaffen.“

„Wärst, weil Du Größeres zu verwalten hast, noch viel ärger als er. Doch — verzeih, Goffudar — Du bist noch immer nicht in meinen Gedanken. Ich sah die Bauern aufstehen, die Defabristen, Nihilisten, und wie sie sich sonst nennen mochten, stille Seelen aufrütteln und hörte Kinder in bunten Röcken wüthend nach einer Konstitution rufen, die sie für die gute Frau ihres Großfürsten Konstantin hielten. Das ist's nicht. Mir wäre Jwan schon der Schreckliche, weil er die Druckpresse nach Moskau gebracht hat. Denn von diesem Teufelsfram stammen all diese Schmerzen. Was uns Europa vorwirft, berührt mich nicht. Wünschte, daß Keiner hinhorchte. Wenn ich Europäer sein wollte, müßte ich zu Peter halten. Der aber hat das Unheil angerichtet. Hat. Geschehenes ist nicht ungeschehen zu machen. Das habt Ihr oft vergessen. Seit der Wilde hier das Scheinwesen schuf, haben wir zwei Völker im Land: e'n ganz kleines, das auf seine Bildung stolz ist und 'Freiheiten' begehrt, und ein ungeheuer großes, das den Acker pflügt und zur Heiligen Mutter betet. Soll nun für die Wenigen oder für die Vielen regirt werden? Ich weiß wahrhaftig, daß Jhrs nicht leicht hat. Laßt Ihr den Finen alte Gerechtigame, dann murren die Petersburger: Warum sie und nicht wir? Und lockert Ihr die Zügel, dann schreit Alles, zufrieden könne man erst sein, wenn sie auf dem Boden nachschleifen. Gar nicht leicht. Eine gute Weise geht's auch noch; sah manchmal schon schlimmer aus. Jhre Könige morden sie ja auch draußen und Dein Thron steht fest. Nur, Väterchen: die Vielen haben kein Brot und Du schickst sie auf Dein Schlachtfeld. Das Land verhungert und Du opferst tausend Millionen für Deinen Krieg.“

„Meinen Krieg! Wollte ich nicht der ganzen Menschheit den Frieden sichern, war nicht bis zur letzten Minute mein Streben, den Krieg zu meiden? Ist's etwa meine Schuld, daß der Feind uns heimtückisch überfiel?“

„Ja, Väterchen Jar. Deine. Wenn ich Einem den Kittel nehme, wird er zornig; reiße ich ihm gar noch das Hemd vom Leib, dann schlägt er vielleicht um sich oder beschleicht in böser Absicht meinen Schlaf. Darüber dürftest du mich nicht wundern, nicht klagen. So hast Du mit den gelben Menschen gemacht. Ein Stück nach dem anderen ihnen genommen: und staunst nun und schiltst sie, die sich ihrer Haut wehren. Konntest doch nicht verlangen, daß sie warteten, bis Du gerüstet und Jhrer Rache unerreichbar bist. Daß Du nicht wolltest, nicht vorbedachtest, weiß ich, wissen Alle. Frage Dein Gewissen, ob Du dadurch entschuldigst bist. Gott, sagst Du, gab Dir ein Amt. Gab er Dir auch Allwissenheit, nahm er Dir Menschenschwachheit und gab die Schaar reiner Engel Dir zu Dienern? Nein. Und siehe, wie er auf seiner Höhe den Menschen achtet, wie lange er einen sündigen läßt, bis er ihn bricht. Jhr Herren

seid in Euerem Himmel nicht so geduldig. Auch wo Ihr geirrt habt, soll Euer Wille fortwirken und allmächtig ein ganzes Volk binden. Ihr seid nicht Götter; und solltet Euch deshalb nicht erst bemühen, Götter zu scheinen. Du hast es treu gemeint und Dich Jahre lang als guter Hirt redlich bemüht, Deiner Heerde vorwärts zu helfen. Öffne nun Dein Auge. Die Waffe, mit der Du kämpfst, zerbricht beim ersten Streich. Das Volk hungert und zagt. Das Reich ist fast wieder so schlecht verwaltet wie unter dem Szepter leichtfertiger Dirnen. Ringsum lauert Haß. Keinen starken Freund hast Du und kein weiser Mann sitzt in Deinem Rath. Nichts blieb Dir als die unerschöpfte, unerschöpfliche Kraft Deines Volkes. Und wie schätze Du sie? Täglich hört mans. ‚Wir haben mehr Menschen und mehr Geld als der Feind, also müssen wir ihn schließlich besiegen; und kostet der Sieg dreihunderttausend Leben und dreitausend Millionen: wir könnens tragen‘. Das heißt in meiner Sprache: Leib und Gut, Glück und Zukunft des Volkes sollen Deinen Irrthum bezahlen. Dennoch rügest Du mein Wort, der russische Mensch gelte Euch nicht mehr als ein Hund. Weniger gilt er. Eine Hofmeute von bewährter Treue hättest Du nicht so leichten Herzens in den heißen Tod nach Asien geschickt.“

„Mein Volk denkt anders. Undankbare und Aufgestachelte sind darunter, Gottlose, die sich klüger wähnen als den Gesalbten des Herrn. Doch der Sinn der Menge ist gut; auch in bösen Tagen. Was soll mir Dein dreistes Wort? In meinem Herzen übertönt es der Jubel, der dieses Kind an der Schwelle des Lebens grüßte. Da sprach Rußland zu seinem Zaren.“

„Wohl sprach es. Aber verstandest Du auch seine Rede? Nur halb schon Verzweifelte jauchzen so, wenn das Morgenroth einer neuen Hoffnung leuchtet. Hier liegt, zwischen uns, Rußlands Hoffnung. Du, armer Kaiser, bist keine mehr. Dich giebt man verloren. Oft war es so; und oft haben die Monomachen deshalb ihre Söhne gehaßt. Das Schicksal des Zarewitsch Alexej. Du aber bist nicht aus Peters Stoff. Rühre die Zeit! Noch blüht Du in Jugend und hast Jahre vor Dir, zu sühnen, auszujäten, zu pflanzen. Glaube nicht, daß ich Uralter Unbilliges heische. Der Krieg ist begonnen und muß so beendet werden, daß unsere Enk. l nicht zu erröthen brauchen, wenn die Erinnerung einst an ihr Ohr schlägt. Kein Opfer ist jetzt zu schwer, kein Preis zu hoch. Nur präge aus diesem Erleben Dir unvergeßliche Lehre. Ein Heer, das zu Land und zu Wasser dem leisesten Winke gehorcht, das stärkste Heer auf dem Erdrund: Das war ja das Ziel; um diese Waffe zu schmieden, liehet Ihr die Massen in bitterster Noth, in trostloser Finsterniß. So muß es sein, hieß es; ein weiser Nachbarfürst, den seine Untertanen den Erleuchteten nannten,

hat schon erkannt, daß ein allzu kluges Pferd den Reiter bald aus dem Sattel wirft. Siehst Du nun die Gewalt Deiner Waffe? Jahrhunderte lang wurde jeder aufrechte Wille ins Joch gebeugt oder niedergetreten; denn Einer nur hatte das Recht, zu wollen. Das Volk ist gut. Im Dorfschilte die Regierung, folgt dem Befehl aber mit einem munteren Soldatenlied auf der Lippe und läßt sich, wie zum Fest, an die Schlachtbank führen. Heute noch wäre es ein brauchbares Kriegswerkzeug in der Faust eines Peter. Wo ist er? Während Tausende auf glühendem Sand in Qualen röcheln, sitzt Peters Urenkel am Bett eines Knäbleins und sinnt über den Undank der Menschen. Womit hast Du ihren Dank denn verdient? Hast Du je ihrer wie eines Nächsten gedacht? Auch jetzt nur, im Ueberschwang Deiner Freude an diesem Sohn, versucht, das graueste Elend zu lindern, in Kerker Nächte einen Strahl Deiner Gnade zu senden? Verne die Menschen achten, Nikolaj Alexandrowitsch! Als Deine Brüder, die Kinder des einen Vaters, und als die Mitschöpfer all Deines Glanzes. Dann wird Dir Alles gedeihen. Neue Moden sind nicht nöthig, sind nur von Uebel. Knüpfe da an, wo Peters Größenwahn den Faden zerriß. Die Gemeinde war in alter Zeit der Quell russischer Volkskraft. Das Geröll, das ihren Mund verstopft, mußte längst fortgeschafft werden. Sammle rasch die Häupter der Gemeinden um Dich und horche andächtig ihrer Rede; auch wenn sie Dir nicht gefällt. Dulde, daß sie reden; auch, daß sie lernen. Du brauchst helle Köpfe; denn nicht über Hirten, Jäger, Ackerbauer und abenteuernde Wanderer gebietest Du mehr und Dein Volk muß verhungern, wenn es im Dunkel bleibt. Und ewig währt keines Volkes Geduld. Aus meinen alten Augen blicke ich lange schon in die Welt. Alles ändert sich. Unser Boden selbst trägt jetzt anderes Gesträuch als in der Tatarenzeit. Sollte nur der russische Mensch sich nicht wandeln? Eisernen Riesen sehe ich ihn dienen, Hunderte unter einem Dach, mit den früher so plumpen Fingern feine Rädchen lenken: und Ihr haltet ihn, als wäre Ingermanland noch nicht von den Romanows erobert. Solcher Zucht ist er entwachsen. Hörst Du den Ruf des Herrn? Er hat die Lähmung gelöst und die ungelenteten Glieder des Langschläfers wollen sich regen. Sieh ihnen Raum; und gönne dem Ruhelosen, der wachen muß, bis diesem Christenvolk die Sonne aufgeht, gönne IJa endlich den Grabesfrieden!“

. . . Finstere Nacht über Park und Palast. Auch der Neuherrschter hat die wunden Nerven, das von Trugbildern geängstete Haupt zur Ruhe gebettet. Nur Aljosha ist wach und meldet unter Thränen sein kleines Menschenweh. Er braucht nicht lange zu weinen. Die derbe Bäuerin stillt ihn, hüllt ihn in frische Decken und summt Rußlands Hoffnung wieder in Schlaf.



Ein Epigone.

Von Julius Groffe will ich reden. Von einem Dichter, der vor wenigen Jahren starb, den ältere Literaturgeschichten preisend erheben, den neuere mit einem freundlichen Seitenblick streifen, den künftige übergehen werden. Es würde sich vielleicht nicht lohnen, in das Leben und Streben dieses Mannes hineinzuleuchten, wenn sich mit ihm zugleich nicht die ganze Generation entschleierte, der er angehörte und die für uns schon mehr und mehr historisch wird, ob auch einzelne ihrer Vertreter noch heute unter uns wandeln.

Julius Groffe hatte die Phantasie der Größe, aber nicht das Herz dazu und die Kraft. Die Phantasie hat ihm Vieles und Allzuvielles vorgegaukelt; sie hat ihn bis zuletzt in dem Glauben erhalten, daß man sein eigentliches Talent verkenne. Er war ein Philemon, doch er träumte Lynkeusträume; er saß in der Geißblattlaube, doch er fühlte sich berufen, feurige Gefährte zu lenken; er konnte sehr liebenswürdige und zarte Mädchenlieder dichten, doch er machte sich an einen Tiberius. Und daß man ihm den Lynkeus, die feurigen Gefährte und den Tiberius nicht glaubte: Das war der Stachel in seiner Seele. Nun thut ihm längst auch Dies nicht mehr weh.

Wenn man sein Bild ansieht, das Wilhelm von Kaulbach gemalt hat, braucht es kaum noch besonderer Worte: man weiß sofort, wo Julius Groffe einzureihen ist. Junge Mädchen stellen sich ihren Lieblingspoeten etwa so vor. Ein edles griechisches Profil, idealer Blick, lange Mähne, sanfter Bart und Künstlertracht. Kaulbach mag gut getroffen haben. Und hält man das bekannteste Bild Geibels daneben, so erstaunt man über die Ähnlichkeit, ohne gerade sagen zu können, worin sie eigentlich liegt. Ueberhaupt ist es charakteristisch für die ältere Generation: neben der allgemeinen Familienähnlichkeit wird der naive Betrachter noch feststellen können, daß die Geibel, Groffe, Wilbrandt, Schad, Heise, Hamerling auf ihren Kontersweis von anno dazumal wie Maler aussehen. Sie schleppten den Künstler ewig mit dem Schlapphut und der genial geknoteten Kravatte mit sich herum, fühlten sich fast Alle nur in der Malerstadt München wohl und legten Werth darauf, sich schon äußerlich von der misora plebs der Nichtkünstler zu unterscheiden. Sie hatten in ihrer Kleidung und ihrer Dichtung einen gewissen schwungvollen Faltenwurf, und wenn es schon keine Toga war, so mußte es mindestens ein lässig zurückfallender Mantel sein, in dem sie sich für Wit- und Nachwelt malen ließen. Sie hatten ferner eine Unsumme von Talenten. Das poetische ragte nur aus einer Reihe anderer hervor. Besonders malten sie Alle. Die Scheffel, Keller, Roquette, Groffe, Fitger waren entweder auf der Kunstakademie gewesen oder dilettirten wenigstens mit dem Pinsel. Andere, wie Graf Schad, legten sich Gemäldegalerien an; minder Begünstigte schrieben Künstlerromane,

wie Wilbrandt, dessen Schauspiel „Die Maler“ noch heute manchmal auf der Bühne erscheint. Künstler spielten in den Dichtungen dieser älteren Generation die Hauptrolle. Das war ein Nachhall klassischer und romantischer Zeit. Das Land ihrer Sehnsucht war und blieb Italien. Keiner von ihnen, der nicht auf Goethes Spuren dorthin gezogen wäre. Viele — Paul Heyse voran — fanden dort eine zweite Heimath, aus der sie nun erst recht Hexameter, Sonette, Triolette, Terzinen, Ottaverimi mitbrachten.

Klassische Formenstrenge ist der Meisten sicheres Merkmal. Sie sind keine großen Persönlichkeiten, aber keine Formalisten; sie haben nicht Genie, aber Geschmack; nicht Leidenschaft, aber Innigkeit. Sie dichteten vielleicht zu sehr für die deutsche Literatur und sie dichteten stets nur im Künstlerfarnjacket. Keiner wird ihnen eine gewisse reservirte Vornehmheit bestreiten, die auch dem Menschen eigen war, aber das steife Ordensband ihrer Poetenwürde dämpfte zu oft den freien und vollen Herzschlag. In dem Bewußtsein ihrer Künstlerschaft verschmähten sie mehr oder weniger die Sprache des Alltags. Der Vers war ihnen natürlicher als die Prosa. Was von ihnen noch eine längere oder kürzere Zeit leben bleibt, ist manches schöne Gedicht. Wenn sie die Breiter beschritten, so griffen sie nach Stoffen, die ihrer sanften Vornehmheit nicht lagen. Ein Tiberius war durchaus Tradition; ein Nero durfte selten fehlen. Catilina, Macalda, Rhythia (Lingg), Heliodor, Pisaner, Timandra (Schad), Brunhild, Sophonisbe (Weibel), Alfiades, Hadrian, Meleager (Heyse), Demetrius, Alexander (Bodenstedt), Arria und Messalina, Ariembild, Gracchus, Nero (Wilbrandt), Agasver (Hammerling), Tiberius (Grosse), Nero (Greif): die Titel reden eine deutliche Sprache. Auch die germanische Sage und Geschichte tritt stark hervor. Walküren und Högns letzte Heerfahrt, Jünglinge, Nibelungen, Hohenstaufen: Alles ward behandelt. Und Alles, wie man wohl ohne Widerspruch behaupten darf, ergebnislos.

Julius Grosse war im Guten und Bösen ein Vertreter dieser Gruppe. Ihr Weg war sein Weg; ihre Vorzüge waren seine Vorzüge, ihre Fehler seine Fehler. Er hat die Kunstakademie besucht und in München seine Mannesjahre verlebt, er hat den Tiberius gedichtet und die italienische Reise gemacht, — er hat den Falkenwurf und die Vornehmheit. Aus dem bunten Wechsel seiner Lebensfahrten hebt sich nichts Großes und Entscheidendes heraus. Sie haben ihn wohl oft an hohen Bergen vorübergeführt, nie aber auf die Gipfel selbst hinauf. Sein Schicksal wollte, daß er den gewaltigsten Ereignissen immer aus einem entfernten Winkel zusehen mußte. Er kam niemals mitten in die Szene hinein, nicht als Mensch, nicht als Dichter. Denn er kam immer zu spät. Er hatte nie das Glück und auch nie den Muth, der Erste zu sein. Es langte höchstens zum Zweiten.

In seinen Lebenserinnerungen, die er „Ursachen und Wirkungen“ genannt

hat, suchte er nach den letzten Gründen dafür. Doch er nannte Symptome, statt das Hauptleiden zu nennen. Er meinte, er sei zu sehr gewesen, zu unpraktisch, nicht skrupellos genug, um sich vorzudrängen. Aber er war das Alles nicht nur, wie er glauben machen möchte, aus „Vornehmheit“: er war es, weil er zu energielos, zu wenig thatkräftig, zu unfrei in sich selbst, zu entschlußlos war. Die eigene innere Schwäche hat ihm die Gipfel versperrt, nichts Anderes.

Vielleicht lag viel an seiner Erziehung. Sein Vater war ein starr dogmatischer, strenger Priester, der auf der ganzen Familie förmlich lastete. Gefühlsäußerungen irgend welcher Art waren im Hause verpönt; Liebe und Leid verschloß Jedes in sich. Bei dem warmherzigen Kinde, das seit seiner Geburt schwächlich war, führte Das zu einer gewissen Versteinerung des Empfindungslebens, das sich nicht frei geben durfte. So schlugen alle Flammen nach innen; und bei der äußeren Hemmung jeder gesunden Gefühlsbethätigung entwickelte sich eine ungesunde inuere Phantasiegluth, die nicht verleugnen konnte, daß sie unter dem schweren Druck der Unfreiheit entstanden war. Erst in der Todesstunde seines Vaters lernte der einundzwanzigjährige Große natürlich empfinden und weinen. Aber er war schon zu lange erzogen und zu stark gedrückt worden, um die Spuren davon jemals loswerden und die natürliche Schnellkraft entwickeln zu können. Sein ganzes Leben ist eine Kette ewiger Rathlosigkeit und Unentschlossenheit. Was hat er nicht gewollt! Er wollte ein großer Baumeister werden (denn er schwärmte, als merkwürdige Ausnahme unter den Dichtern, für Trigonometrie und Mathematik): da arbeitete er bei einem Feldmesser. Er wollte ein großer Maler werden: da bezog er die münchener Kunstakademie. Er träumte seinen Alexandrezug als Dichter: da wurde er Redakteur. Als Redakteur hat er hier und dort gelebt, am längsten im Kreis Geibels und Heyjes in München, bis er 1870 als Generalsekretär der Schillerstiftung nach Weimar berufen ward.

Voror er das Amt, das Dingelstedt und Guplow vor ihm verwaltet hatten, antrat, machte ihn ein Freund, Bernhard Scholz, der Gründer des Rheinischen Couriers, auf die Gefahren der Klosterstadt aufmerksam. „Die hohen Cypressen um die Fürstengruft der Olympier dort lassen kein neues Leben aufkommen“, sagte er. „Die Toten sind dort die ewig Lebenden und die heute Lebendigen sind dort die Toten. Es muß eine große Selbstverleugnung dazu gehören, dort zu leben und zu wirken, gleichsam als Gesp. nst. Du steigst damit in die Gruft hinanter.“ Große antwortete: „Ich muß es darauf ankommen lassen, ob man im Schatten der Cypressen existiren kann. Uebrigens glaube ich, Resignation oder Selbstverleugnung genug zu besitzen.“ Es war wirklich gleichgiltig, wohin er ging. Er hatte kein Talent zur Eins und er hätte stets und überall Ein:n aber sich gehabt. Ob es in Weimar

die Goethe-Schüler waren, die ihn erdrückten, oder in München die Geibel und Henze: Das machte wenig Unterschied. Nur in der Phantasie war er ja der kühne Alexander, der das bligende Schwert hob und den Gordischen Knoten zerhieb. In der Wirklichkeit versuchte er den Gordischen Knoten, dessen Lösung Herrschaft und Ruhm bedeutet, geduldig aufzulösen. So hat er, wie ein guter Beamter, über dreißig Jahre sein Amt getragen. Am neunten Mai 1902 ist er dann friedlich gestorben, auf der letzten Fahrt nach seinem Sehnsuchtlande Italien, in das er gerade noch einmal hineinschauen konnte.

Die Lebensschwäche, die der Dichter hinter großen Worten zu bergen suchte, die der Mensch, wie es heißt, oft hinter einer gewissen Schroffheit des Auftretens zu verstecken trachtete, läßt sich aus vielen direkten und indirekten Bekenntnissen ablesen. Der Sinn für die realen Mächte des Lebens, der so vielen vormärzlichen Deutschen abging, war auch bei Grosse seltsam verflümmert. Als Kind erwischte er einst ein paar Banknoten und schnitt „Schnee“ daraus. Er meint selbst, Das weise bedeutungsvoll auf sein ganzes späteres Leben. Als Mann empörte er sich über Berthold Auerbach, weil dieser „Kuge“ Dichter ihm — doch gewiß in bester Absicht — auf einem Spaziergange „ein Privatissimum über Gelderwerb“ hielt. Und aus den Lebenserinnerungen, die der angehende Greis geschrieben, sieht man mit Erstaunen, wie wenig Unterscheidungsvermögen er dafür besitzt, ob Etwas noch lebendig und wirksam oder längst tot und abgethan ist. Man fühlt deutlich, daß hier eine Persönlichkeit redet, die so typisch für eine vergangene oder vergehende Generation ist, daß sie den heute Lebenden in ihrem Denken, Fühlen und Handeln schon seltsam fremd erscheint und in jungen, rüstigen Tagen keinen rechten Platz mehr hat. Niemals hat Julius Grosse die Welt genommen oder nehmen wollen, wie sie war. Er ließ nichts auf der Erde; er mußte es entweder zum Himmel tragen oder in die Hölle stoßen. Noch der Greis nannte die Mädchen, die er geliebt, nie mit ihrem „richtigen“ oder einem unauffälligen fingierten Namen. Er nannte sie „Psyche“ oder „Schehezerade“. Aus Alledem spricht ein verfliegener Idealismus, der den festen Boden nie unter den Füßen behalten kann.

Alle Kraft nun, die, früh im Kern gebrochen, zu gering war, um That zu werden, ging in Träumen und Phantasien auf. Niemals ward dem Poeten selbst seine Schwäche deutlicher, als wenn er vor eine wichtige Entscheidung gestellt war. Dann litt er nach eigenem Geständniß an einer sanften Unentschiedenheit und Entschluslosigkeit. Es ist natürlich, daß gerade dann auch die Phantasie am Stärksten arbeitete. Und Träume, die sich manchmal fast zum Räthsel des Zweiten Gesichtes steigerten, führten die Entscheidung schließlich herbei. Es fügt sich ganz in das Bild dieses etwas weltfremden, phantasievollen und willenschwachen Dichters ein, daß er einem

gewissen romantischen Aberglauben huldigte, daß Visionen ihn umgaukelten und Träume bestimmenden Einfluß auf seine Lebensführung gewannen. Mit Rührung halb und halb mit verwundertem Bedauern folgt man seinen Berichten. Ein paar Monate vor der Erkrankung seines Vaters hat er einen Traum, der ihm das Begräbniß zeigt, so daß er in Thränen erwacht. Lange bevor er nach München kommt, schaut er die Stadt im Traum, erfährt im Traum, daß seine Künstlerpläne sich nicht erfüllen werden, sieht einen Luftballon schweben, der nach seiner Ankunft in München wirklich aufsteigt, und erblickt ein Gebäude, das ihm ein neues Ziel zu weisen scheint und das sich später als die Staatsbibliothek legitimirte. Gegenden und Menschen erkennt er wieder, die er, wie vor unendlichen Zeiten, schon einmal gesehen haben muß; sein eigenes Grab erblickt er und glaubt später, in Weimar, den Friedhof seines Traumes wiederzufinden. Er schaut im Traum seine Mutter mit fremdem, entstelltem Gesicht und erhält am Morgen die Nachricht, daß die alte Frau von den Schwarzen Blattern befallen ist. Er empfängt eines Tages einen unheimlichen Eindruck von der merkwürdig blutrothen Sonne und liest bald darauf, daß zu dieser Stunde die „Austria“ auf dem Atlantischen Ocean verbrannte. Er hat im April 1861 in den schwersten Stunden seines Lebens eine Vision, in der ihm ein freundliches Haus mit Mansarden und grünen Faloufieläden wie zum Trost erscheint. Neun Jahre später zieht er in dieses Haus ein: es war das Schillerhaus in Weimar. Namentlich diese letzte „Vorschau“ im Traum ist bezeichnend. Ein Anderer träumt von großen Siegen; Julius Groffe träumt und läßt sich trösten von einer sonnigen Kleinstadtmwohnung. Er ist eben eine freundliche, friedsame Natur. Und nur, wo er dieses Freundliche und Friedsame zum Ausdruck bringt, hat er Lebendiges und Reines geschaffen. Man trifft es am Häufigsten in seinen Gedichten. Nur sie braucht man eigentlich zu lesen, daneben etwa noch die Lebenserinnerungen, um ihn vollständig kennen zu lernen. Die zahllosen übrigen Schriften bestätigen und verstärken nur die daraus gewonnenen Einiien.

Paul Heyse, der sich oft als treuen Kameraden bewährte, theilte vor vielen Jahren das Beste aus Groffes Lyrik zu willkommenem Strauße zusammen. Wir glauben zwar nicht mehr, was er noch glaubte, daß Julius Groffe ein lyrischer Charakterkopf sei. Wir glauben es nicht, trotz vielen sehr liebenswürdigen und einzelnen vortrefflichen Gedichten, die der Band enthält. Wohl ist überall eine gewisse Eigenart zu spüren; aber sie ist niemals so frei und stark geworden, daß man vor einem Gedichte sofort „Groffe“ sagen könnte, wie man vor anderen etwa im Augenblick „Storm“ sagt. Sie war auch nicht stark und ausgeprägt genug, um Schüler und Nachahmer heranziehen zu können. So hat Julius Groffe wohl genug gute Lyrik geschaffen, um sich einen Namen zu erwerben, aber er war nicht genug lyrische Per-

fönlichkeit, um sich auch ein Publikum zu erobern und es kraftvoll festzuhalten. Auch der Lyriker wird deshalb in der Literaturgeschichte nur so lange leben, bis seine Zeit ferner gerückt ist und die alte Erscheinung eintritt, daß die kleineren Sterne ihr Licht an die größeren verlieren. Der Leuchtquell Große wird einst in dem stärkeren Leuchtquell Heibel untergehen. Noch aber glänzt und blüht Manches aus seiner Lyrik und unveraltet sind gerade die Gedichte, die einen volkstümlich-innigen, halb idyllischen Zug haben: schlichte Mädchenlieder voll sanfter Sehnsucht, Fagelieder voll unerfüllter Träume, Stimmungsbilder, in denen die Stimmung eben in Bilder hineingebannt ist. Hierin giebt Große zum Theil sehr Schönes. Und Zweierlei verhilft ihm dazu.

Erstens ein durch seine malerischen Studien gebildetes Auge. Charakteristisch ist, daß nicht eine Liebe und Leidenschaft, ein Gefühl, ihn zu erstem poetischen Schaffen angeregt hat, sondern, nach eigenem Geständniß, eine schöne Landschaft, also ein Bild. So nimmt es nicht Wunder, daß er Einzelzüge von realistiſcher Bestimmtheit hat, daß er Landschaftsattribute verwendet, die sich durch Eigenheit von den damals üblichen Naturcliques sehr unterscheiden. Er selbst hat diese Einzelzüge gesehen und ausgewählt, er kommt durch sie zu einem plastischen Bilde, aus dem er oft zwingend dann die Stimmung entwickelt. Zweitens aber hatte er ein für lyrische Klangwirkungen fein durchgebildetes Ohr. Nicht ganz so gleichmäßig wie Heibel, nicht ganz so geschmeidig wie Heise, war er doch einer der stärksten und glänzendsten zeitgenössischen Formalisten, ein Dichter jener Form, die zwar auch mehr Goldgefaß war für edlen Inhalt als der den lebendigen Leib umschließende Kontur, die doch aber in solchem Grade nicht gelernt werden kann und nur dem Poeten zugänglich ist. Man findet da manche überraschende Feinheit. Er erreicht wundervolle Wirkungen durch eine geschickt, also diskret angewandte Alliteration; er liebt es ferner, im gleichen rhythmischen und strophischen Rahmen die Erwartung plögl. zu durchkreuzen und die Zahl der Hebungen zu mehren oder zu mindern. Unwillkürlich denkt man an das unerreichte Wunder und Muster der Faustverse, die, wie alle Lyrik, laut gelesen, gehört werden wollen; denkt man daran, wie Goethe die Einseitigkeit und das Klappern zu vermeiden verstand, indem er bei durchgeführter rhythmischer Harmonie hier den Vers schwer, dort leicht füllte, hier einen kürzte und dort den anderen lang ausladen ließ, überraschend und bezwingend zugleich. Man kann nur schwer über dieses hohe Geheimniß der Form reden, das sich Deuten, die nicht von Natur das Ohr dafür haben, nur eben in der ganz äußerlichen Ausprägung vorweisen läßt und das selbst Dichtern oft verschlossen ist. Große Feinhörigkeit ist da nöthig; und über diese Feinhörigkeit des Lyrikers hat Julius Große manchmal verfügt. Und auch er mochte keine Ausnahme von der Regel, daß gerade die feinhörigsten Lyriker durchaus keine Musikfreunde

sind. Trotz aller Sanftheit warf er seinem Lehrer das Notenheft vor die Füße und empfand die Musikstunde wie weiland Heinrich Heine, der doch gewiß eine klingende Melodienfülle mit sich herumtrug, als entsetzliche Folter.

Das sind also die schönsten und reinsten Gedichte, in denen sich Auge und Ohr in der eben beschriebenen Weise bethätigen können. Die weitere Voraussetzung ist natürlich, daß sie einen freundlichen und friedlichen Charakter tragen, wie ihr Schöpfer selbst. Die reine Gefühlslyrik scheidet bei einem Poeten, der Maler werden wollte und seine erste dichterische Anregung durch ein Naturbild empfing, aus, sie ist weit hinter der bildlichen, schildernden, stark mit epischen Bestandtheilen durchsetzten Lyrik zurück. So hat Grosse kaum ein besseres Gedicht geschrieben als den „Waldfühlstraum“. Es ist ziemlich lang; aber Grosse braucht eine gewisse Breite, um sich ganz geben zu können, während die eigentliche, die „lyrische Lyrik“ immer besser wird, je kürzer sie wird. So hat er ferner ein paar eigene Pagenlieder und süß schmachtende Romanzen gesungen; hat er zarte Verse den liebenden Mädchen in den Mund gelegt, in deren Seele er sich kraft seiner beweglichen Phantasie versetzen kann und deren sanfte, weiche Seele der seinen so gleicht. Dann gemahnt er wohl an Chamisso; und eins der berühmtesten Stücke aus „Frauenliebe und Leben“ hat er in seinem Emmachlus nur leise umgebildet: „Sonne, liebe Sonne, schienest nie so schön.“ Weiblichem Empfinden folgt er überhaupt gern. Seine Mädchen sind allerdings nie sonderlich blutvolle Geschöpfe; zum kleineren Theil nur sind es schelmische Dinger mit niedlichen weißen Händen, zum größeren aber sanfte Madonnen. Keiner Eigenschaft wird so oft an ihnen hervorgehoben wie die Sanftheit. Sie sind oder sollen sein stille Hauslampen: „sein Friede“. Wohl dünken sie ihn „schön wie die Frühlingsnacht“, aber nicht deshalb liebt er sie, sondern, weil ihnen „die Seele im Auge ruht.“ In einem seiner schönsten Gedichte gesteht er der Geliebten, daß sie deshalb für ihn auch nicht altern könne. Er ist also gar kein Dichter der gluthvollen Liebe, der Leidenschaft. Er ist vielmehr der Dichter der Ehe, der Dichter einer gewissen geklärten Gattenliebe. Ja, er bringt es sogar fertig, die Gretchentragedie in ein Ehe-Idyll zu verwandeln. Wenn Faust, träumt er behaglich in ein paar Versen, Gretchen geheirathet hätte, dann säßen sie jetzt in Fenster und Abendsonne im Burggärtlein, der Zaubermantel könnte gerade ein schattiges Dach abgeben, der Fudel hätte einen Knochen vor und dürfte den Kinderwagen ziehen, Gretchen würde spinnen und Alles wäre lieb und gut; nur die böse Frau Marthe hätte der Teufel geholt. Wenn Grosse diese zart-freundschaftliche Liebe, in der sich möglichst nur die Seelen küssen, mit leiser Uberschwänglichkeit feiert, dann ist er in seinem Element; und hier mag man ihm gern und ohne Zagen folgen.

Aber diesem Philemon, der seine Baucis weich und sanft besingen

kann, redet die Phantasie immer von Neuem vor, daß er „zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, daß er ein Lynkeus sei und nicht nur in der Hütte die Flöte zu blasen habe, sondern auch das Horn auf dem Thurme. Das ist der ewige Sehnsuchtszug der Schwachen nach der Kraft. Und so geht Julius Groffe aus dem Kreise, den er beherrscht, heraus. Er schweibert Kriegslieder, er phantastirt sich in kühne und gewaltige Szenen und Stoffe hinein, er macht sich an den Tiberius. Alles mit der bloßen Phantasie, ganz ohne Leidenschaft, die ihm fehlt, ja, die er nicht einmal schätzt. „Schweig mir von Leidenschaft, sie übt nur Trug“, singt er in einem kleinen Epos. Dabei hat er den naiven Glauben, daß diese verachtete und ihm nicht gegebene Leidenschaft auf sein Kommando sich doch einstellen, sturmgewaltig einherbrausen und Alles hinreißend müsse. Oder er hält es gar mit der noch naiveren Anschauung, daß er sie nicht einmal nöthig habe, weil die Phantasie, die Wunderthäterin, sie ersetzen könne. Und die Phantasie hilft ihm auch, freilich auf ihre Art: er berauscht sich durch ihre Vermittelung, er bringt sich selber in Dampf und künstliche Siebetheile, er schleudert dann wirklich auch eine rasselnde Bilderpracht heraus und hallende Donnerworte. Je weniger hinlänglich das eigentliche Gefühl ist, um so mehr ballt sich Wortprunk, um so großkörniger wird das Pathos. Ueberlaut blasen die Trompeten, — „doch es ist ein falsches Lied“. Und still wendet man sich von dem künstlichen Getöse ab, das die Phantasie auf Kosten der Schlichtheit und des Herzens in Szene gesetzt hat. Nicht Schöpferodern ist da eingehaucht, sondern im Schweiß seines Angesichts hat der Dichter einen leeren Balg aufgepumpt. Nirgend zeigt sich der Mangel an Temperament, Leidenschaft, Männlichkeit deutlicher und peinlicher.

Schon in den idyllischen Gedichten kommt ja die innere Schwäche Groffes in tausend kleinen Zügen zum Vorschein. Da klagen die Mädchen alle bezeichnender Weise über des Mannes Schüchternheit. „Wären die Burschen nicht heute so feig“, jammert die Eine. Und die Andere muß selbst resolut werden und den Geliebten am Nothzipfel packen. „Kuß mich auf meinen rothen Mund“, bittet sie dabei; und als der Zaghafte es, natürlich wieder schüchtern, thut, da seufzt die liebe Unschuld, die ein besseres Los verdiente: „O Gott, wie bang! Noch einmal so lang!“ Nirgend ein lecker Wuth der Entschließung. All diese Helden, die Geist von Groffes Geist sind, haben Furcht, sich an ein Mädchen heranzuwagen, und wenn es endlich einen scheuen Kuß setzt — der Initiativantrag dazu ist meist von dem Femininum gestellt —, so halten sie die längsten Monologe über ihre Pflicht und bilden sich gleich immer ein, einer Mädchenbrust den Frieden geraubt zu haben. „Wer fände Wuth, sich kühn ein ganzes Herz zu fassen?“ heißt es an einer Stelle in den Gedichten. An einer anderen: „Wer lehrt die Lippen schüchtern

das erste Liebeswort?" An einer dritten: „Warum scheuchte mir die Nacht Deines Blicks ein tief Bekenntniß?" In dem prächtigen Tristan-Cyklus fällt es auf, daß der Page gar nicht daran denkt, sich der Herrin, die auch ihn im Herzen trägt, zu offenbaren. Er hat nicht den Muth dazu und begnügt sich mit aufregenden Träumen.

Eben so scheu, schwachherzig und entschlußlos sind die unheldenhaften Helden seiner Epen. Die Coeurdame muß sich bei ihnen immer selbst ihr Recht schaffen. So nimmt das holde Kennchen im „Volksramlied“ ihren Erwin einfach beim Kopf. „Heut freilich“, fügt der Dichter hinzu, „verschwinden die Resoluten“. Und das gelungenste kleinere Epos, das Julius Große geschaffen, „Der graue Zelter“, ist so recht für seine und seiner Personen Willens- und Lebensschwäche bezeichnend. Der Held, ein Kriegsheld dabei, würde jammern und die Flinte ins Korn werfen, wenn ihm nicht der Zelter die Braut direkt ins Haus trüge. Zu jeder vernünftigen Handlung seines Helden giebt er den Anstoß. Er führt die Begegnung mit der Geliebten herbei, er treibt durch eine vom Poeten hübsch erfundene Episode den Liebhaber dazu, um das Mädchen zu werben, er löst den Knoten. So geht es allen Helden Großes: sie thun erst einen Schritt vorwärts, wenn sie einen Rippenstoß erhalten haben. Es sind schwache Seelen, denen der frische Muth zur That fehlt. Ihre Sehnsucht sucht sich also einen anderen Ausweg und findet ihn in Träumen und Phantasien. Aber da greift dann jäh die rauhe Wirklichkeit ein. Auf dem Jahrmarkt träumt sich der Dichter ins Morgenland, in die Wüste und an Heldengräber, bis der bunte Schimmer verfliegt und er in Nürnberg auf dem Volksfest steht, unter dem Feilschen der Landleute und dem Brüllen der Menageriebestien. Sein „Page Tristan“ treibt noch schlimmer, kämpft im Traum in glänzender Rüstung für die Geliebte, umarmt sie, — und bricht schließlich mit dem Bett durch. Er hat das Rissen umschlungen und mag sich nun schämen. Aber nicht, wie Heine, mit Wis und Ironie voltigirt Große über die Klust, die sich zwischen Ideal und Wirklichkeit aufthut: er versucht, sie mit einem etwas wehmüthigen Humor, mit Galgenhumor zu überbrücken. Und hier kommt er auch zu stärkerer Eigenwirkung, hier pfeift er eine eigene Note: denn sein Page leidet ja am gleichen Leiden wie er. Deshalb zählt auch der Tristan-Cyklus zum Besten, was er schuf, und es ist schade, daß die Note nicht häufiger wiederkehrt.

Den indirekten Bekenntnissen aus den poetischen Schöpfungen mögen noch zwei direkte aus den Lebenserinnerungen folgen. Große gesteht dort an einer Stelle, daß sich bei ihm „der ästhetische Ekel allezeit mächtiger“ erwiesen habe als „die sogenannte gesunde Sinnlichkeit.“ Und er beichtet ein Erlebnis seiner Jugend, dessen Wiedergabe er so einleitet: „Ich weiß, Manche, die ihre Lebenserinnerungen erzählen, halten es vielleicht für ihre Pflicht, aus

Diskretion oder aus Bescheidenheit nicht Alles zu sagen. Mein Prinzip ist in erster Linie die Wahrheit. Welchen Werth sollte eine Autobiographie haben, wenn sie das Vertuschen, Schönfärben oder ängstliches Selbstverleugnen zuließe? Wenn das Lächerliche tötet, wie man sagt, ist das andere Wort eben so wahr: nihil humani a me alienum puto; und Der darf es am Ehesten wagen, der sich, wenn nicht des Leichtsinns, doch des sittlichen Verschuldens frei weiß.* Die starke Introduction spannt. Was kommt nun? Was hat der junge Grosse gethan, daß es den Greis noch bedrückt, der seine Memoiren schreibt? Wird ein peinliches Kapitel sich entschleiern, wie manches Dichterleben es aufweist?

Dies aber geschah: ein siebenzehnjähriges Mädchen aus einer mütterlichen Kleinstadt war zu Besuch bei einer mit Grosse's Eltern befreundeten Familie eingetroffen. Bei einem längeren Spaziergang, während die Angehörigen langsam vorausgingen, blieben die jungen Menschen zurück, und da die Jugend so schön und die Sommernacht so herrlich war, kam es, daß die herzige Kleinstädterin dem Studenten Julius Waldemar Grosse im Arm lag und sie einander küßten. Was weiter? Nichts. Aber dieser Grosse, der wohl nie recht jung gewesen ist, glaubte seitdem, einer Mädchenbrust den Frieden geraubt zu haben. Und wegen dieses Kusses, der dem Goldchen wahrscheinlich gut geschmeckt hat und eine liebe, fröhliche Lebenserinnerung geblieben ist, schämte und grämte er sich noch nach vierzig Jahren. Und noch der Greis beschwört sich, diesen Kuß in seinen Memoiren ja nicht zu vergessen, denn die Wahrheit ist sein Prinzip und auch der Leichtsinns muß gebucht werden. Und wegen dieses Kusses, den der Student einem Backfisch gegeben hat, ruft noch der Sechzigjährige: Nihil humani a me alienum puto!

In diesem Geschichtlein, für dessen Komik Grosse keinen Sinn hatte, das zum Lachen und zum Weinen ist, liegt ein ganzes Leben beschlossen. — ein so ganz anderes, als die nachfolgende Generation es gelebt hat. Und dieser selbe Dichter nimmt sich, ohne auch hierin die leise Komik zu spüren, den „Tiberius“ vor. Dieser selbe Dichter glaubte sich berufen, das Hohelied vom Deutschen Reich und der neuen Zeit zu singen, das Bismarckwerk in der Dichtung, den großen Psalm der Kraft zu schaffen. In einem modernen Epos, im „Volkrämslied“, sollten die welt und kulturgeschichtlichen Großthaten etwa der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ihre poetische Widerspiegelung erfahren und in der Verknüpfung mit dem Lebenslauf eines frei erfundenen Helden zur Einheit gezwungen werden. Was dabei he auskam, läßt sich denken. Kein einziger mitlebender Poet war im Stande, auch nur einen annähernd entsprechenden Ausdruck für die Großthaten zu finden, die sich unter Bismarck vor ihm abspielten: und da kommt der sanfte Grosse und nimmt sich nicht nur vor, Bismarck und dem neuen Reich gerecht zu

werden, — nein: auch alle sonstigen kulturellen Glanzleistungen der letzten fünfzig Jahre einzufangen. Er hat den gewaltigen Stoff denn auch glücklich in Iyrisches Stückwerk zerblasen, das hilflos und ohnmächtig den Ereignissen nachtaftet, Lieder und poetische Szenen in den verschiedensten Formen mischt und bei mancher Schönheit im Einzelnen doch den geradezu ungeheuerlichen Widerspruch zwischen Wollen und Können zeigt. Eiserne Fäuste gehörten dazu, das Reich zu errichten; nur ein Poet mit eisernen Fäusten, nicht ein sanfter Sänger von Mädchenliedern, vermag das Ringen und Leben der gewaltigen Zeit in ein Lied zu bannen.

Große wollte eben mehr sein, als er war. Wie nichts Irdisches so recht Das für ihn bleiben durfte, was es in Wirklichkeit darstellte, sondern von seiner Phantasie mit einem Nebel umgeben ward, daß es sich verklärte oder verzerrte, so sah er sich selbst, seine Gaben und seine Grenzen, auch nur undeutlich, in einer phantastischen Vergrößerung, die nun hinderte, daß sein eignes Wesen sich setzte und zu fester Ruhe gelangte. Die Phantasie, seine wunderthätige Führerin, war auch seine Jägerin und Todfeindin. Sie verrückte ihm das eigene Volk und das der Welt; sie nahm ihm jeden Maßstab und zeigte ihm alle Ziele gleich nah. Augenmaß, Sinn für Größenverhältnisse fehlten ihm völlig. Nichts Anderes hat Emanuel Geibel gemeint, wenn er urtheilt, die Phantasie verführe den Freund oft dazu, die Schönheitlinie zu überschreiten. Er durfte weniger liebenswürdig von dem starken Mißverhältniß zwischen eingebildeter und wirklicher Kraft reden. Die Götter hatten diesem Julius Große die feurigen Sonnenrosse der Phantasie zu herrlicher Fahrt gegeben, aber er war kein Helios, der die davonbrausenden mit starkem Griff bändigen konnte und in dessen Hand allein sie ein Segen gewesen wären. Sie brachen vielmehr auch ihm, dem zu schwachen Phaeton, aus der Bahn, wurden nicht im abgemessenen Verhältniß zur Erde gehalten und fuhren ihren Lenker nicht zu unsterblichem Leben, sondern in den Tod.

Das wollte Große nicht einsehen. Theoretisch hätte er Dies und Jenes vielleicht zugegeben; hätte vielleicht zugegeben, daß man selbst Etwas von einem Tiberius in sich haben müsse, um einen überzeugenden Tiberius zu schaffen. Praktisch zog er die Nusanwendung nicht. Weil er kraft seiner Phantasie höchst farbige und theatralisch wirksame Szenen zu stellen vermochte, die Aufführung seiner Dramen deshalb auch fast immer einen gewissen Erfolg brachte, war ihm völlig unbegreiflich, daß ihn Niemand als Bühnendichter anerkennen wollte und sich die großen Theater ihm verschlossen. Am Liebsten hätte er — wie viele seiner Mißstrebenden, die stets vergeblich nach dem Lorber der Dramatiker griffen — an ein allgemeines Komplot geglaubt; drum suchte er nervös nach etwa vorhandenen Feinden, die sich an ihm rächen wollten. Da ferne diesem weltfremden und nur in seinen eignen Phantasien lebenden Mann der

Sinn für das noch Lebendige und Wirkende mangelte, erzählte er gern von eigenen und anderen, längst vergessenen und vergessenswerthen Schöpfungsgen mit einem wichtigen und wunderlichen Eifer, der auch gar kein Verhältniß zu dem Gegenstande hielt. In diesen Fällen machen seine Erinnerungen einen recht peinlichen Eindruck.

Zieht man die Summe dieses Lebens, so kann man gewiß zu dem Diktum kommen, daß Julius Groffe sich den Dichtern zugeselle, die zu viele Talente und zu wenig Talent besaßen. Es ist gut, daß seine Lyrik da ist; nur sie legt heute noch schwachen Protest gegen dieses Urtheil ein. Er hat sich nach jeder Richtung hin versucht; er hat Gedichte und Epen, Romane und Novellen, Dramen und Kritiken, Satiren und Feuilletons geschrieben. Das Publikum konnte seine Produktida nicht mehr übersehen; es wußte nicht, was dieser Julius Groffe eigentlich war und woran es sich halten sollte. Er selbst veräumte, rechtzeitig einzulernen und mit vollem Nachdruck auf sein Veröbuch zu verweisen. Eine geschlossene Persönlichkeit war er nicht; da war es doppelt unflug, sich noch so zu zersplittern, statt wenigstens eine Spezialität herauszubilden. Deshalb gerieth er — besonders, seit die Jugend aufstand — immer mehr ins Hintertreffen. Er fühlte es selbst, aber er ließ nicht ab von dem Kampf um versagte Gipfel. Und immer wieder scheiterte sein liebendwürdiges Können, weil er das Ziel zu hoch gesucht hatte.

In ein paar Versen hat er einst sein Lebensideal ausgesprochen. Er wäre als Dichter glücklicher gewesen, wenn er nur dieses Ideal poetisch ausgemünzt hätte, statt immer darüber hinauszugreifen. Die Verse heißen:

„Bei goldnem Wein, auf grünen Kun
In schöne Frauenaugen schaun,
Auf blauer Meeresfluth entlang
Im Marktschiff fahren mit Gesang,
Der Welt entrückt auf Alpenhöhn
Die Welt im Sonnenaufgang sehn,
Im alten Herzen ein holdes Bild,
Das ewig treu und ewig mild,
Ein sanfter Tod, wies Gott gefällt —
Wer weiß wohl Bessres auf der Welt!“

Aber auch hier habe ich zwei Zeilen aus der Mitte fortgelassen. Sie lauten:

„Auf feurigem Roß durch Daiden weit
Hinjagen nachts zur Sommerzeit.“

Denn Das ist wieder nur die Phantasie. Julius Groffe, der nur den Pegasus ritt, hätte sich in Wirklichkeit für das feurige Roß bedankt. Das ist die Phantasie, die den erfurter Geologensohn über das übliche Bürgerdasein hinausgeführt und ihn erst zum Dichter gemacht und die doch auch ihn wieder irgeleitet, gequält und als Dichter vernichtet hat.

Schwedische Natur.

In Hochschwede, der nur im Nachtzug Schwedens südlichste Provinz durchreist hat, um nach dem Festlande von Europa hinaus zu kommen, und dann, nach mehrjährigem Aufenthalt in Deutschland und Frankreich, einige Streifzüge im südlichen und westlichen Schonen unternimmt, wird anfangs mit Erstaunen bemerken, daß er nicht heimgekommen ist. Er ist ein paar Tage nordwärts gereist, durch die triviale Ackerbau Landschaft Norddeutschlands, hat vielleicht die Sanddüden von Brandenburg und das Flachland von Mecklenburg durchfahren, die deutsche Hafenstadt verlassen: und nach einer Tagereise auf dem Meer, immer nordwärts, landet er an einem lichten, offenen Strand, wo die gelbweißen Kalkblöcke eine „Schonung“ gegen die blauen Wellen des Sundes bilden.

Vom Strand aus, der den Eindruck einer französischen eher als einer deutschen Küste macht, erstreckt sich das Land einwärts in offenen Ebenen, bald flach wie ein Fußboden, bald sich in schöne Wogelinien hüllend, wo die Aecker sich wie wohlgekämmte Felle ausbreiten. Hier gedeiht der empfindliche Buchweizen auf ebenem Feld zwischen Kreide- und Flintkalken und im Lehm knüpft die Funkekräbe ihre zuckerhaltigen Wurzelknollen unter dem saftgrünen Kraut; dem Wegrand folgt die Wegwarte oder die wilde Chichorie und dem Bohndamm die exotische Hasenröhre aus dem goldblüthigen Geschlechte der südlichen Winterfamilie; der Nasenzaun wird von der Korbweide gebunden, deren grünelnde Aushen niemals Ruhe vor den Meereswinden bekommen; die Auffahrt zum Herrenhof ist von der kanadischen oder Virginiapappel bewacht, einmal von der lorbardischen. Eine völlig fremde Landschaft für den Hochschweden, der nie über die Heimath hinauskam; der weitgereiste glaubt sich in Nordfrankreich.

Wo die Ebene sich wieder gegen einen Bergücken lehnt, begegnet Eirem zuerst der schonische Hag, der seinem nördlichen Kamendvetter so ungleich ist. Die Vorposten gegen den überall vordringenden Aker stellen die elegantesten Hartriegelsträucher, Weißdorn, Schlehen, Kornus, Wildapfel, Kreuzdorn und Faulbaum, Alle zusammengewebt von wildem Hopfen, Binden, Kaprifolium. Dringt man an einem Herbsttag in diesen Niederwald ein, wenn die Sonne sich gegen eben vom Regen begossenes Laub bricht und die rothgelben Fasern des kleinen Wildapfels, die rosenrothen dreieckigen Hartriegelbeeren, die feuerrothen Früchte des Weißdornes und die thaublauen des Schlehenbusches beleuchtet, so staunt man über die Kleppigkeit, die das Unterholz unter dem Schuß gewaltiger Eichen, Eichen und Binden zu entwickeln vermag; zugleich ist man entzückt von der feinen, lustigen Anmuth im Rhythmus der Zweige, in der ausgefuchten Zeichnung der Aeste und in der zierlichen Anordnung des Blattwerkes.

In dem feuchten Humus sind noch im Herbst Reste von südlichen Gräsern und Kräutern zu sehen, wie die Riesentrippe, die den Platz in einem Makartbouquet verdient, und das Waldriehgras, *Cordylis cava*, der Verdensporn, *Rumex sanguineus*, der Waldsauerampfer, *Gagea spathacea*, die Scheidenfrühlingszwiebel, *Galeobdolon luteum*, die Goldnessel und die für den Buchenwald charakteristische *Circaea* mit dem rein parisischen Zunamen *Lutotiana*. Folgen wir dem kleinen Bach, der leise zwischen Baumwurzeln und Schiefen dahin raschelt, so entdecken wir Nordbewohner bald den unermeßlichen Unterschied

zwischen diesem selbstgefaßten Park und unserem steinigem Hag, wo zwischen moosigen Berghügeln und Blöcken aus Graustein unter niemals reisenden Nadelbäumen und Naserbirken der zusammengeschrumpfte Wachholder an der Seite von Haide und Preiselbeerfraut das Unterholz bildet, wo die Glockenblume und der Wachtelweizen die kurzhaarigen Grasdecken zieren, die sich zwischen Baumwurzeln und Steinen ausbreiten können.

Wandern wir wiederum in die Ebene hinaus und ziehen landaufwärts, über Lorstische, an Mergelgruben vorbei, nach lehmigen Stoppläckern, wo die Bä:seherden Korn suchen, so schreien wir vielleicht ein Volk Rebhühner auf, treffen möglicher Weise ein zurückgebliebenes Storchpaar an, hören auch wohl das Gegacker streifender Wildschwäne: und sehen bald in der Ferne, wo die Ebene hinaufgetrocken ist, um eine Lehne am Bergfüßen zu suchen, eine Laufwerk-kontur in schönen, wellenförmigen Linien, die für uns, die Kinder des Nälarkraudes, die gewohnt sind, den stacheligen Fichtenwaldhorizont zu sehen, lockt und stimmt wie dunkle Erinnerungen an die Märchenbilder, an das erste romantische Theaterstück unserer Jugend. Das ist der Buchenwald. Treten wir in die dunkelgrünen Gewölbe. Im Herbst spüren wir so recht das Behagen, frei und weit sehen zu können, fühlen den Vortheil, den Fuß auf glatten, ebenen Boden setzen zu dürfen; denn die Buche ist kein Freund vom Bergsteigen wie die Nadelbäume. Die schön gezeichneten Stämme, geschmeidiger als die der Eiche, sind mit einem lichtgrauen, manchmal matten Silberton gefärbt, auf den braungelbe Moose, graugrüne Flechten ihre kräftigen Festschritte gesetzt haben. Weht es oben in den Kronen: unten ist ruhig; und die schwach klingenden, oft raselnden und flüsternden Klänge des harten Laubes sind zu heiterer Tonart gestimmt als die dünnsaftigen Neulohrschen der melancholischen Nadelbäume. Doch jetzt ist der Buchenwald schwer, denn es ist Herbst und das Laub ist dick und dunkel geworden, der Regennebel ist vom Meer hereingedrungen und die Kräuter auf dem Boden sind längst durch den Mangel an Licht getödet. Im Winter ist der Wald hell und die herrlichen Skelette zeigen in ihrer imponirenden Nacktheit das Geheimniß in den Proportionen der Stamm- und Zweigbildung, auf die ihre Schönheit zuletzt gebaut ist. Ist dann ein kalter, lustiger Tag, so wird man neue Töne im Buchenwald hören; wenn der Wind durch die entlaubten Zweige der Wipfel zieht, saust es wie im Takelwerk einer Fregatte, kracht in den gefrorenen Stämmen, im ganzen Wald umher. Das giebt den Kommentar zu den dem Nordbewohner unverständlichen horazischen *silvas laborantibus*, den „arbeitenden Wäldern“. Scheint die Sonne auf die bereiften jungen Buchenbüsche, die ihr goldgelbes Laub zum Schutz der Knospen behalten, ist ein leichtfüßiges Reh zwischen den Holzhaufen zu sehen, schleicht ein Fuchs auf der Spur eines unvorsichtigen Winterhasen und schreit der bunte Fuchshäher, dann zeigt sich der Buchenwald in der dem Hochschweben liebsten Tracht. Das Auge des Südschweben hat am ersten Frühlingsgrün freilich die größte Freude.

Zurück in den Herbst! Wandern wir aus dem Wald heraus und nähern uns dem kleinen Binnensee, wo das Schloß liegt, so läuft der Weg unter Eichen, die hier, in dem tiefen Humus wurzelnd, höher schießen und weichlicher aussetzen als unsere nördlichen; die sonnenscheingelbe, wohlbesandete Allee ist mit Linden eingerahmt. Vereinzelte Hornbuchen, kleine, zierliche Bäume, noch mehr

Südländer als die Buche, breiten ihre lindendähnlichen Kronen aus, die das Laub der Ulme in Miniaturform und die Früchte des Ahorns tragen. Und sie folgen der hohen Gartenmauer noch bis ans Schloßthor, wo sie sich in die schönste und hübschste aller Hecken verwandeln. Begegnet wir hier dem Gärtner und werden von ihm in den Lustgarten geführt, so müssen wir uns an den sachverständigen Führer halten, um uns in all den fremden Herrlichkeiten zurechtzufinden, die vortheilhaftes Erdreich, günstiges Klima und genügende Pflege hier hervorgezaubert haben. Die Zwergpalme und die Magnolie, der japanische Firnisbaum und der Tulpenbaum erinnern noch an den Herbst in den Villenparks Italiens. Dieser stattliche, eschendähnliche Baum mit den gepaarten fetten, blanken Blättern und den grünen, nach Salzsäure riechenden Früchten ist der königliche Walnussbaum, *Juglans regia*. Diese schwächtigen, lindendähnlichen Stämme mit dem blassen Laubwerk, unter denen noch blässere kleine Himbeeren sich bergen, sind der weiße Maulbeerbaum, der am Mittelmeer zu Hause ist und von der Seidenraupe besonders geschätzt wird. Der halbstämmige, dunkelblättrige Baum mit den citronengelben, birnenförmigen Früchten ist die echte Quitte, der Aphrodite geweiht und in „Tausendundeine Nacht“ ein beliebtes Gericht. Hier ist die echte Kastanie eingefangen und gezwungen worden, in warmen Jahren reife Frucht zu geben; erst im südlichsten Deutschland, vielleicht erst an den Abhängen des Bierwaldbäckersee's wird man sie wild wiederfinden, mit ihren zerklüfteten, gleichsam vom Blitz getroffenen schwarzen Stämmen und ihrem Kranz bildenden, schönen Laub. An der Schloßmauer klettert die echte Weinrebe noch hoch über die Fenster des ersten Stockwerkes hinauf, wo die blaue Frankenthalerin neben der weißen Traube von Fontainebleau hängt. Vom Mauerpallen sind Pfirsiche und Aprikosen eben gereset und längst im Kasten, während die Orange noch in dem warmen Sonnenschein eines rördlichen Spätsommers glüht.

Doch kommt der Winter und verlieren alle Laubbäume ihren Schmuck, dann wä. de es hier, wo der ewig grüne Nadelbaum des Nordens fehlt, noch öber aussehen als im hohen Norden, wenn nicht einige immer grüne Büsche ihr Laubwerk behielten: die Vorberlirsche, *Kvonymus Japonica*, namentlich die Steineiche, die ein paar Mannshöhen erreicht und mitten im Schnee mit ihren geackten oder ganzen Blättern und feuerrothen Beeren Staat macht.

Das ist Skonen, Schwedens meerumflossener Peloponnes, vielleicht das skandinavische Hellas, wo die Kultur sich zuerst niederließ und sich am Schnellsten, unter den günstigsten Verhältnissen, entwickelte. Doch es ist nicht das ganze Skonen; denn jetzt man sich in Lund in den Eisenbahnzug und reist nordwärts, so wird man innerhalb einer Stunde merken, wie die Landschaft sich verändert. Schon zwischen Stehag und Ödder hat die fruchtbare Ebene aufgehört; die Buche schrumpft zusammen und bildet keinen Wald mehr, sondern ist mit Eichen und Birken gemischt; und hinter der Station Ödder tritt magerer Kieferwald auf Sandrücken und in Haidehöhen auf; Sumpfwiesen wechseln mit hochgelogemem Weideland ab; bei Tjörnarv bleibt man noch einige Minuten in einem herrlichen Buchenhain, geräch gleich darauf aber zwischen Kalksteingrube und sterile Sandhügel, wo jetzt die Birke gelb zwischen grünen Wachholderbüschen und braunen Erlen steht; fühlt die Primath sich nähern, wenn man einen abschüssigen Grausteinberg passiert, eilt durch eine hochländische Bauernlandschaft mit Roggenäckern,

Birkenhagen, rothen Holzhütten und Pfahlhäuten, glaubt, einen Schimmer von Norrland zu sehen, wenn eine Ledhaide mit Bagel und Kauscheere auf Minuten am Wagenfenster vorbeifilirt. Wenn der Zug schließlich in Hedeholm hält, fühlt man sich daheim in Hochschweden, vielleicht noch weiter nordwärts, wo man in einer Landschaft sitzt, die von Kiefer- und Fichtengraten begrenzt wird und Halbe auf dem Sand zwischen elenden Birken trägt. Und doch ist man nur sechs Meilen nordwärts gereist und nur unbeträchtlich gestiegen. Dieser jähe Uebergang vom Süde zum Norden, der in anderthalb Stunden vollendet ist, hat mehrere Ursachen, deren wesentlichste wohl ohne Zweifel die Beschaffenheit des Bergbodens ist. Das südwestliche oder eigentliche Schonen, das geologisch zur dänischen Inselgruppe gehört, ruht nämlich auf den jüngeren sedimentären Schichten, die den Namen Silur-, Jura-, Kreide- und Steinkohlenformation tragen, während im nordöstlichen Schonen der Urberg, hier der Gneis, die Unterlage bildet. Diese jüngeren Ablagerungen aus dem Wasser bestehen meist aus losem Schiefer, Kalk, Kreide, Sandsteinen oder Konglomeraten und haben fast ausnahmslos die Eigenschaft, schnell das Wasser durchzulassen, die Erdwärme zu behalten und der Ackerkrume einen lockeren, leicht assimilirbaren und treibenden Charakter zu geben, während Granit und Gneis un Durchbringlicher für das Wasser, schwer zu assimiliren sind und einen kalten Untergrund bilden. Im Großen gesehen, hat die ganze Natur Schwedens ihr Gepräge daher, daß sie auf dem Urberge ruht, der am Liebsten Nadelwald trägt und durch seine Risse und Vorsprünge, Erhöhungen und Senkungen Quellen für die unzähligen Seen und Flüsse abgibt, die man in Europa sonst vielleicht nur in Schottland und der Schweiz, aus den selben Gründen übrigens, wiederfindet.

Die anderen Ursachen für den schnellen Uebergang zu nördlicher Landschaft auf der kurzen Strecke, die wir passirten, können wir in der mercurstoffenen Lage des südwestlichen Schonen suchen, die eine höhere und gleichmäßigere Temperatur bewirkt und Frost abhält, während der nördliche Theil der Provinz, der gleichsam eine Fortsetzung des ismaaländischen Hochlandes bildet, weniger dem Einfluß des Meeres und der westlichen Winde ausgesetzt ist. Bedenkt man noch die Erhebung des Landes, die nördliche Lage, die Nähe der Feuchtigkeits bringenden Wälder, Frost erzeugenden Moore und Moore von Smaa'and, so hat man in knapper Verkürzung die Gründe für die scharfe Grenze zwischen Norden und Süden. Die Beschaffenheit des Bergbodens bleibt freilich das Hauptmotiv.

Aber Schonen hat noch zwei andre Landgrenzen; sie heißen Halland und Bleking. Beide Landschaften sind Abdachungen des ismaaländischen Hochlandes und werden von Bächen und Seen des selben Landes bewässert. Doch in Halland, das an der Westküste liegt, haben Wellen und Winde den Strand rasirt und zu Sanddünen zerbrockelt, während Bleking besser geschützt und namentlich, durch die Berge und Wälder Smaa'lands, vor dem Wüthen des Nordwindes bewahrt ist. An der halländischen Küste zeigt die Flora, besonders in der Pracht der Minsterarten, französischen und englischen Einfluß. Am Strand hat der größere Salzgehalt des Wassers andere Tangarten als im Osten und eine Fülle heller, band- und fadenförmiger Algen geschaffen. Schon der Tang lehrt den Wanderer erkennen, ob er im Westen oder Osten Schwedens ist. In Bleking wachsen im Schutze der ziemlich abhälligen Berge Eiche und Hasel, Rose und Weißdorn. Trotz-

dem diese Landschaft den selben Berggrund hat wie Halland, nämlich Gneis und Granit, und trotz der südlicheren Lage trägt sie einen eher an den Norden erinnernden Charakter, der aber an der Küste heiter erscheint. Ihr fehlen Hebe und Epheu, die in dem nördlicheren, lustigeren Halland gedeihen. Vor Palmstad werden allerdings nicht Aupfern, Hummer, Seezrebse gefischt, aber Zlunder, Scholle, Schellfisch und Weisling; und der Strömling, in Halland dem Namen nach unbekannt, wird zwar auch in Bleking noch Hering genannt, ist aber völlig zum Ostseestömmling zusammengeschrumpft.

Nehmen wir bei Hestleholm wieder unseren Platz im Bahnzug ein und ziehen nordwärts, so treten wir bei Elmhult in Smaaland ein und damit in eine Provinz Schwedens, die vielleicht am Meisten von allen ein Land für sich ist. Dält der Zug auf einer hochgelegenen Station, dann sieht man, so weit der Gesichtskreis reicht, ein Meer von Fichten, mit Kiefern und Birken gemischt; einige Flecken angebauten Landes, das Blinken eines Baches, den Gipfel eines Sees. Es ist ein Bergland von Gneis und Granit, doch mit Bergen, die nicht hoch genug sind, um Quellen für Flüsse mit fruchtbaren Thälern zu liefern; ein Seeland, doch mit kleinen Bergseen, deren Ufer nicht Wiesen und Acker anlegen konnten und dem größere Ebenen fehlen, wo der Reim der Eiszeit sich zu fruchtbarem Kornfeld auszubreiten vermocht hätte.

Wieder eine Haltestelle. Am Rand eines Binnensees öffnet sich eine Landschaft, so still und einsam, daß man ihresgleichen manchen Breitengrad nördlicher suchen muß. Von Klippenufern eingefast, die den Fichtenwald bis hinunter an den Strand tragen, liegt der Waldsee da. Ein Bergsturz bildet ein Riff draußen im Wasser, Reerkiefern sind darauf hinaus geklettert und balanciren auf den Steinen. Zwischen den Strandblöcken auf einer Landzunge steht eine vergilbte Birke, die sich über das Wasser neigt, als suche sie zu sehen, wie tief es bis zum Grund ist. In einer verchlammten Bucht raunt die schwarze Binse alte dunkle Mären von „Nördlingen“ und Waldmännern, Blutrache und Neuchelmord. Und mitten im See liegt ein Steinhaufe, der einen Polm bildet; auf dem stehen Fichten, die sich zusammengedrängt haben, um Raum zu bekommen, von der Feuchtigkeit geschwärzt und mit Bartflechten überzogen, so daß sie Cypressen gleichen. Ein schwimmender Kirchhof auf einem schwarzen Wasser. In solche unwirthliche Gegend hat sich das letzte Exemplar einer vor dem Anbauer stehenden Fauna zurückgezogen. Hier kann man noch in einem Kranichstanz hineingerathen, auf eine Reiherkolonie stoßen, einen schwarzen Storch zu schießen versuchen. Und trifft sich, daß der Fischer in einer dunklen Nacht in seinem Garn den seltenen Fisch Wels fängt, dann nährt er vielleicht die umlaufenden Gerüchte von der großen Seeschlange.

Doch wir ziehen wieder gen Norden und steigen bei Nässjö nach Jönköpung nieder. Der Föhrenwald lichtet sich, Gische und Birke kommen wieder, milde, feuchte Winde wehen uns an und aus einer halb abgelaubten Herbstlandschaft treten wir in die eines noch grünenden Spätsommers. Mit großer Geschwindigkeit geht es bergab, da wir vom Smaaländischen Hochland hinunterfahren, das hier einen Theil seiner Wasseransammlungen durch den prachtvollen Hausmühlfall niedertreibt; und so sind wir bei dem lichten Binnenmeer Vettern. Wir sind einen ganzen geographischen Breitengrad nordwärts gezogen und haben

dennoch ein südlicheres Klima erreicht, trotzdem der Berggrund sich nur aus Granit in Gneis verwandelt hat. Linde, Eiche, Ulme, auch recht große Buchen sind hier zu sehen, nördlich von der offiziellen Buchengrenze; und von den dunklen Föhrenwäldern und schwarzen Vandseen Smaalands haben wir eine äußerst lichte, sonnige Landschaft mit weiten Gesichtskreisen erreicht. Die Ursachen dieser Anomalie dürfen wir in der Senkung von Hochland zu Flachland, der Abwesenheit tiefer Wälder und Moore suchen, vor Allem aber in der Nähe eines Binnenmeeres, das den Winden freies Spiel läßt und dessen spiegelnde Oberfläche wie der Reflektor einer gewaltigen Sonnenmaschine wirken muß. Unterstützt werden diese wirksamen Faktoren durch den Uebergang des Berggrundes zu jüngeren Ablagerungsschichten, wie auf Bisingsö, den Gegenden um Grenna und Omberg die Vegetation einen rein südschwedischen Charakter annimmt, so daß die weiße Maulbeere gedeiht, die Buche neben dem Taxusbaum in größeren Beständen auftritt und der Walnußbaum Frucht trägt. Verlassen wir den Vetter, diesen in Sagenbunzel eingehüllten See, der noch auf seinen Physiographen wartet, und machen einen Ausflug nach Nordwest, so sind wir bald in einer der originellsten und am Frischsten angebauten Landschaften Schwedens.

Dem Hochschweden, der zum ersten Mal in Västergötland reist, müssen die höchst ungewöhnlichen Konturen auffallen, die ihm die über eine sonst banale Landschaft sich erhebenden Berge bieten. Trifft es sich, daß man sie in der Abenddämmerung zu Gesicht bekommt, dann glaubt man zuerst, Wälle, Bastionen, ungeheure Burgruinen zu sehen. Bei Tageslicht werden sie sich als Tafelberge ausweisen; sie bestehen aus abgelagerten jüngeren Bergarten, die aus dem Wasser abgesetzt und so auf einander gestapelt sind, daß auf dem Boden des Urberges der Sandstein ruht, darüber der Klauschiefer, der Kalkstein, der Lehmshiefer und ganz oben eine Schicht der vulkanischen Bergart Trapp.

Wer von Jantöping einen schnellen Spaziergang den Wollenberg hinauf macht, wird sofort merken, wie die Vegetation sich in zwanzig Minuten ändert. An dem ziemlich niedrigen Fuß des Berges gedeiht die Buche, sogar die noch empfindlichere Hornbuche, deren Wachsthumsgrenze nahezu zwei Breiten oder zwanzig geographische Meilen südlicher liegt, was auf der lockeren und treibenden Beschaffenheit des Schiefers und des Kalkes beruht. Hat man die oberste unburchbringliche Trappschicht erreicht, die das Wasser nicht durchläßt und nur mit großer Schwierigkeit vermittelt, so steht man auf einem ebenen Felsplateau. Der Wachholder kriecht hier bedrückt und verkümmert hinter die Haide, der Felsenstrauch, die Heidebeere, der Bärlapp, die Kriechweide suchen Vee hinter dem geringsten Stein; nur die hübsche, im Norden ungewöhnlichere Haideblume erinnert an südlichere Gegenden. Weiter wandert man in dieser Oede und stößt bald auf einen kleinen, dunklen Vandsee mit Fichtenwald auf dem anderen Ufer; und während man das Auge auf dem niedrigen Waldbrand weilen läßt, werden die Blicke gegen den Willen hinaus in den Raum gezogen, gefesselt von einem in der Ferne schwebenden Land, das unser Auge mit Mühe zu fixiren sucht. Es gleicht zuerst einer sehr dünnen und leichten Wolke, wechselt aber auch wie die Wolke Form und Konsistenz; es kann für eine Luftspiegelung genommen werden und erstarrt schließlich zu einer im Luftmeer schwimmenden Insel, — zur Gestalt einer plattgedrückten, langgestreckten Pyramide. Und als die hübsche Erscheinung nicht mehr übertrifft, erwacht der Hintergedanke und klärt darüber auf, daß es Västergötlands

und des ganzen südlichen Schweden schönster Berg ist: Rinnefalle. Auf dem bereitstehenden Zug sehen wir die Reise fort, hinunter nach den fruchtbaren Ebenen von Falun, und nehmen gleich bei der Station Sörby Notiz von einer neuen Verwandlung der Landschaft. Hier hören nämlich die sedimentären Schichten auf und die geologische Landkarte verkündet, daß wir in die Regionen des Gneißes eingetreten sind; auch weist das Reisehandbuch auf die Nachbarschaft der bekannten „Hungeröden“ hin.

„Haide, Stein, Wachholder, Buschkiefer, feuchte Höckerwiesen, hochliegendes Weideland, Steinregen, scharfge Birken“: so lauten die Augenblicksnotizen, während der Zug nach Hertzjunga hinunter eilt. Ferner: „Steinöde mit Wachholdersteletten, Wachholderöde ohne Haide mit Riedgrashügeln und Steinen, Birkenmoor mit Steinhöckern und Riehlbeerreißig, Jungkiefernhaide mit Wachholder, Birke und Haidekraut; darauf eine Torföde und dann der Fluß Vida.“ Die Beschreibung ist etwas eintönig, ganz wie die Landschaft; doch sie giebt eine gute Illustration zu dem ungleichen Hervorbringungsvermögen der beiden Berggrandformationen.

Nach der Station Saargaarba hören die „Hungeröden“ auf. Wir sind nun in eine Region eingetreten, wo das Klima der Westküste seinen Einfluß zu üben beginnt. Eigenthümlich ist auch hier die Form der Berge. Wer im Zug von Benersborg nach Wöteborg fuhr, hat wohl die halbhothen Grausteinwälle bemerkt, die dem Elf und der Eisenbahnlinie in zwei nahezu gleichlaufenden Ketten folgen und schließlich den Stadtplan von Wöteborg mit ihren etwas erwidenden Linien einrahmen. Diese Berge tragen beinahe keinen Wald, haben aber auf ihren Schmelzen einen einzelnen Laubbaum, Fische oder Birke, manchmal Buche, der ganz vortrefflich auf seinem geschützten Platz gedeiht, und an den Wurzeln des Berges wachsen Büsche und Halbbäume, die einen schönen Gegensatz zu den graugelben toten Tönnen des fruchtlosen Berges abgeben. Diese Berge steigen aus dem Schärsgaard von Bohuslän auf, nehmen wechselnde, oft stattliche Formen an und weichen in der Farbe je nach dem mehr oder minder gesättigten Feuchtigkeitsgehalt der Luft, der Stellung der Sonne, der Jahreszeit, von einander ab. Geschichtet, ohne Schiefer zu sein, fällt dieser Gneiß in Sturze, Treppengiebel, lothrechte Abhänge mit Steinhausen davor entzwei. Da er Eisen führt, wird er leicht schwarz oder rostfarbig und am Meeresstrande bricht er nicht selten in scharfkantige Blöcke entzwei, die eine prachtvolle „Schönung“ bilden und die gewaltigen Licht- und Welleneffekte der Brandungen dankbar auf sich wirken lassen.

Bei Upietil wieder und nordwärts davon ändert sich die Küstenlandschaft; hier fängt Granit an und folgt noch bis hinauf nach Swinesund. Der Granit, der fester ist und nicht so leicht zerklüftet, bringt keinen so reichen Schärsgaard wie der Gneiß hervor. Die Küste wird dafür offener. Doch sie nimmt auch weichere, rundere Konturen an. Und die Farbe an den Klippen hat sich verändert; das dunkle Eisen ist fort, der rosenrothe Feldspath scheint vorzuherrschen und giebt dem Ganzen einen lichterem Ton. Die Abhänge werden allmählich absteigende Platten, die Treppenwände Hügel, und wenn diese sich hoch erheben, wie bei Grebbestad, bekommt der Berg noch einen äußerst energischen Charakter.

Wenden wir uns zu unserem Ausgangspunkt, dem Letter, zu rück und lenken die Schritte wieder nordwärts, so treffen wir bald auf eine Provinz, die gleichsam ein Auszug des südlichen und mittleren Schwedens ist. Das ist Oester-

götland. Im Westen vom dem Binnenmeer Böttjern begrenzt, im Osten von der Ostsee, im Norden von Kolmaarden („Schwarzwald“) und im Süden von Solaveden („Bergwald“). Die vielen Landseen und der Kanal haben hier einen besondern Landschaftstypus entwickelt, der Oestergötatypus genannt werden könnte. Der Landsee hat niedrige Ufer mit Humuserde: daher ist die Wasserfläche offen und lächelnd, mit der Eichenhöhe und den großgewachsenen Erlen bis hinunter an den Seerand. Niedrig gelegene grüne Holme mit Laubbäumen, herausgestreute Landzungen mit Birken und wieder Erlen, grüne Schilfbänke an der Mündung; coupirtes Terrain landeinwärts, mit angebauten Strecken zwischen den Eichenhügeln. Der Eichenhügel mit seiner kurzen, blumenreichen Grasmatte, wilden Rosen und Hasel, Weißdorn und Schlehe scheint das Veitmois in diesem Jbyll auszumachen. Die Landschaft hat etwas Buschiges, Reizendes, Offenes, Helles; und wenn man von hier in den schwarzen Granit und die dunklen Fichtenwälder von Kolmaarden fährt, wird man durch den Kontrast verleitet, mit Bauern an die lichten Gegenden zu denken, die man hinter sich ließ.

Edlermanland bietet keine wesentliche Veränderung der Landschaft. Seine vornehmste Schönheit findet man an den Ufern der vielen Landseen, wo auch die meisten Herrengüter liegen. Es ist lieblich, nett; weder großartig noch gleichgiltig. Das Herrengut, für das der reiche Besitzer die schönste Lage und edle Laubbäume gewählt hat, unterscheidet sich scharf vom Bauerngut, das oft vulgär, arm und langweilig wirkt. Die schlechtesten, von allen Anderen verschmähten Landstücke bekam der Arme; und der Bauer, der vielleicht früher Kossat gewesen war, mußte den Steinhügel brechen, den Hag brennen, das Moor trockenlegen. Die Laubbäume gingen bald als Bauholz für den Hausbedarf drauf und nur ein kleines Nadelwäldchen durfte mit seinem Brennholz stehen bleiben. Darum könnte man mit Recht sagen, die Landschaft des Edelmannes trage mehr Natur in sich als die des Bauern; denn der Edelmann schätzt und hegt den selbstgefaßten Baumwuchs, während der Bauer genöthigt ist, in den Haushalt der Natur einzugreifen und Alles, was nicht direkt Einkommen schafft, zu verwüsten. Der Bauer wurde gezwungen, die königliche Fische zu fällen, die seinen angrenzenden Acker beschattete, und alle Bäume, die diesen Schatten spenden, mußten von seiner Hütte fort, weil er freie Aussicht auf Feld und Wirthschaftsgebäude brauchte, auf das er sorgsam zu achten hatte. Er baute sein Haus aus Bäumen, weil der Graustein, auf dem sein Boden ruhte, zum Bearbeiten zu hart war; und er malte die Hütte roth, weil das Eisenerz leicht zu erreichen war und obenin den Vortheil hatte, das Holz vor Fäulniß zu schützen; die Balken dichtete er mit dem im Wald stets üppig wuchernden Wandmoos; die Dielen nahm er vom schnell gespaltenen Fichtenstamm und der Kasten des Grauberges oder das Stroh der Acker lieferte das Dach. Die rothe Bauernhütte in Hochschweden ist aus dem Boden gewachsen, auf dem sie steht, und ist neben den nun berühmtesten Pfahlhäusern das Eigenthümlichste, was wir besitzen. Roth und Grün, die einfachen, bei den Naturkindern beliebtesten Farben, die in den Volksgeweben und in Sargmalereien immer wiederkehren, könnten mit mehr Recht und mindestens eben so guten Geschmack die schwedischen Farben genannt werden wie Blau und Gelb. Roth ist die Farbe des Eisens und grün die des Waldes. Eisen und Holz: Das ist ja das ganze Land in zwei Worten.

Zwei Gedichte.

Der Herzacker.

Ueber den dunkelnden Hügelhang
 Kommt eine Glocke und ruft und ruft.
 Brauner Schnitter verzauberter Sang
 Steigt, ein Dom, in die flimmernde Luft.

Wie die Säule dampfen und glühn
 Vor den Pflügen im Mittagsbrand!
 Ernteschauer sprießen und sprühn
 Schwer über meiner Heimath Land.

Den ich in knospenden Nächten rief,
 Gott, laß Acker und Scholle mich sein.
 Furche um Furche grabe sich tief,
 Tief in mein hungerndes Herz hinein.

Sei mein Herz ein troziges Feld,
 Das sich Gott zur Saat erkor:
 Alle hehrste Wonne der Welt
 Kaufsche und raune daraus empor!



Barcarole.

Schweremüthig aus den Kähnen tropft das Lied
 Von einer Mädchenstimme: „Laß mich träumen..“
 In Rosenkränzen, mondumschimmert, zieht
 Die Barke durch das weiße Wellenschäumen.

Dies heißen sie ein Fest. Ist nicht dies Ruhn
 Und Schweben tiefste Weisheit, hingegeben
 Den Abendharfen, die ihr Wunder thun?
 Wir gleiten durch das zauberhafte Leben.

O laßt uns träumen, blaue Nächte, laßt
 Uns rosenheiter an den Ufern schwimmen!
 Hier wiegt sich schon der Strom in sanfter Raft,
 Doch aus der Tiefe beben noch die Stimmen.



Jüdische Unteroffiziere.

Der kleine Artikel, den Herr Oberstlieutenant von Wartenberg vor vierzehn Tagen hier über die Frage veröffentlicht hat, ob man Juden in die Unteroffizierschulen aufnehmen solle, hat starken Widerhall geweckt. Einzelne Stabsoffiziere schrieben mir, ihre Dienstzeit habe ihnen die selbe Erfahrung gebracht wie Herrn von Wartenberg. Aus den Briefen, die sich gegen die Beweiskraft solcher Erfahrung wenden, will ich Einiges mittheilen, das vielleicht zu einer Klärung der Ansichten helfen kann. Herr Dr. Erich Freund, der Herausgeber der Breslauer Morgenzeitung, schreibt mir:

„Werther Herr Harden, gestatten Sie mir, Herrn Oberstlieutenant a. D. Karl von Wartenberg, der in der ‚Zukunft‘ das Thema ‚Jüdische Unteroffiziere‘ behandelt, einige Worte zu entgegnen. Zunächst erkenne ich die gute Meinung seiner Ausführungen ohne Weiteres an. Vor dem Verdacht, er lehne jüdische Unteroffiziere aus antisemitischem Vorurtheil heraus ab, schützt ihn der vornehme Ton seines Artikels. Auch ist Herr von Wartenberg seit langer Zeit ein ständiger und hochwillkommener Mitarbeiter an der von mir geleiteten, linksliberalen Zeitung. Er sieht offeneren Auges als viele seiner Kameraden manche Mißstände in der Armee und geht ihnen gern öffentlich temperamentvoll zu Leibe. Aber schon sein unter dem Pseudonym ‚Freiherr von Gahlen‘ veröffentlichtes Buch ‚Sine ira et studio‘ zeigt, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnen: eine demokratische, die rücksichtslos nach Wahrheit und Gerechtigkeit verlangt, und eine konservative, die sich nicht völlig vom Bann erbittert, der Offizierkaste eigenthümlicher Anschauungen lösen kann. Diese beiden Seelen sind auch in Ihrem Artikel fühlbar. Zunächst giebt Herr von Wartenberg unumwunden zu, daß das Verlangen der jüdischen Deutschen, ihren Söhnen möge die Laufbahn des Unteroffiziers (und Offiziers) nicht verschlossen werden, berechtigt ist. Er spendet einzelnen jüdischen Soldaten fast überschwängliches Lob und erinnert sich der zahlreichen Beispiele aus Vergangenheit und Gegenwart, die beweisen, daß Frankreich und Italien (und Oesterreich) Juden als militärische Vorgesetzte in niederen, hohen und höchsten Stellungen verwendeten und verwenden. Das sprach die demokratische Seele. Nun aber regt sich mächtig die konservative Seele und behauptet, ohne jeden vermittelnden Uebergang, dem christlichen Mann widerstrebe es, einem Juden zu gehorchen. Warum dem christlichen deutschen Mann widerstreben soll, was dem christlichen Italiener oder Franzosen durchaus nicht widerstrebt? Darüber sagt Wartenberg nur, daß Franzosen und Italiener ‚vielleicht‘ religiös weniger tief empfinden als die Deutschen. Daß ich diesen hypothetisch gegebenen Grund nicht als durchschlagend erachten kann, ist nicht meine Schuld. Er steht wohl doch auf gar zu schwanken Füßen. Ich meine, daß die vielgerühmte Disziplin im deutschen Heer, die mit eiserner Faust aufrecht erhalten wird, stark genug sein müßte, um eine Forderung der Gerechtigkeit durchzusetzen, die in Frankreich und Italien längst erfüllt wird. Es bedürfte dazu nicht einmal eines Machtwortes, sondern nur des guten Willens, den Dingen ihren ruhigen Lauf zu lassen, nämlich die jüdischen Soldaten, die sich zu Vorgesetzten eignen, auch zu Vorgesetzten zu befördern und sie nicht systematisch und absichtlich zurückzusetzen, wie es seit langen Jahren in der Praxis geschieht. Ich glaube nicht, daß es dem christlichen ‚gemeinen‘ Mann einfallen würde, einem jüdischen Vorgesetzten den Gehorsam zu weigern. Den Widerwillen gegen den jüdischen Vorgesetzten suche ich anderswo. Für meine Auffassung möchte ich einen

Beweis liefern, der jedenfalls präzisier ist als der ganz allgemein gehaltene von dem 'jüdischen Soldaten im letzten Feldzug', den Herr von Wartenberg anführt. Als ich vor vierzehn Jahren mein Jahr bei einem bayerischen Kavallerie-Regiment abdiene, wurde ich nach sechs Monaten Gefreiter, nach neun Monaten Unteroffizier. Nach meinem Abgang als Offizier-Aspirant kam ich 'selbstverständlich' zum Train und machte zwei achtwöchige Uebungen als Unteroffizier und Vicewachtmeister. Während dieser ganzen Zeit hat mir niemals ein Untergebener die geringste Schwierigkeit gemacht oder gar den Gehorsam verweigert; im Gegentheil hatte ich alle Ursache, mich des ausgezeichneten Verhältnisses zwischen mir und meinen Untergebenen (während der 'Vico-Uebung' auch Unteroffizieren) zu freuen, trotzdem ich den Dienst genau so ernst nahm, wie er es fordert. Wohl aber hatte ich am Schluß meines Dienstjahres eine Unterredung mit meinem Rittmeister, einem eben so liebenswürdigen wie thätigen Offizier, die deutlich darauf hinwies, wo die Gegner des jüdischen Vorgesetzten zu suchen sind. Ich bat den Rittmeister, der mir schon manche Freundlichkeit erwiesen hatte und sich mir beim Abschied wieder zur Verfügung stellte, doch dahin zu wirken, daß ich bei dem mir lieb gewordenen Regiment meine Uebungen absolviren dürfe und nicht zum Train geschoben werde. Er antwortete mir, Das gehe gerade in meinem Interesse nicht; ich solle und müsse Offizier werden, würde aber, wenn ich bei der Kavallerie bliebe, bestimmt von den zuständigen Offizieren nicht gewählt werden. Bei einem Kavallerie-Regiment sei (was er von seinem Standpunkt aus bedauere) ein jüdischer Offizier heutzutage eine Unmöglichkeit. Das sei nun mal der Zeiten Lauf und nicht zu ändern. Die Erfahrungen meiner Militärzeit konnten also in mir nur die Ueberzeugung kräftigen — und diese Ueberzeugung wird sicher von jedem jüdischen Deutschen, der gedient hat, getheilt —, daß der Antisemitismus in der Armee nicht von unten, sondern von oben stammt."

Sicher ist ja, daß nach deutschem Gesetz Christen und Juden auch in der Armee gleiche Rechte haben; und eben so sicher, daß dieses gesetzlich verbürgte Recht, so lange es besteht, nicht verlegt werden darf. Daran erinnert auch Herr Dr. Anton Heller, der mir aus Prag schreibt: „Ich bin erstaunt darüber, daß Herr von Wartenberg nicht an einen Vergleich mit den österreichischen Zuständen gedacht hat. In Oesterreich ist die Frage längst zu allgemeiner Befriedigung beantwortet. Wir haben ungefähr fünf Prozent Juden; und in diesem Verhältnis sind sie auch in der Armee vertreten. Jüdische Offiziere sind selten, um so häufiger jüdische Militärärzte. Die Zahl der zu den Unteroffizierschulen zugelassenen Juden ist beträchtlich größer, als es dem Prozentsatz der jüdischen Bevölkerung entspräche; sie steigt in manchen Gegenden bis zu zwanzig Prozent und noch höher. Ein Viertel, in einzelnen Regimentern ein Drittel aller jüdischen Soldaten wird zu Unteroffizieren befördert und man ist mit den Leistungen dieser Unteroffiziere, ihrem Pflichteser, ihrer Rührsamkeit und Humanität, sehr zufrieden. Fälle von Ungehorsam oder Troß sind nicht vorgekommen. Und doch ist der Antisemitismus hier in allen Nuancen zu finden. Wir haben in Nordböhmen Rassenantisemiten, in den Alpenländern und in Galizien Klerikale, in den Großstädten soziale Antisemiten. In dem Fall, den Herr von Wartenberg anführte, hat, wie ich glaube, nur das Ungewohnte Störungen bewirkt. Als die deutschen Völker politisch noch nicht geeint waren, wäre es deutschen Offizieren und Unteroffizieren in den Ländern der ihnen fremden deutschen Stämme eben so ergangen wie jetzt den Juden. Der Bayer wollte nicht dem Preußen, der Franke nicht

dem Sachsen gehorchen. Die Gewohnheit beseitigt solche Vorstellungen schnell. Rasse, Stamm, Religion darf keinen Einfluß auf die Behandlung des Soldaten haben. Genau so selbstverständlich ist aber, daß der Soldat dem Vorgesetzten gehorchen muß, auch wenn er von anderem Stamm oder Glauben ist als der Untergebene. Der ‚Gemeine‘ wird sich auch hüten, diesen Gehorsam zu weigern, wenn er weiß, daß ihm beim Strafmaß kein mildernder Umstand zugestanden wird. Und nach der Schilderung, die Herr von Wartenberg aus seiner Erfahrung selbst von den jüdischen Soldaten giebt, werden sie mit größtem Eifer danach streben, durch gewissenhafte Pflichterfüllung und humanes Verhalten sich Anerkennung zu verdienen. Ein gesundes konstitutionelles Leben ist nur da möglich, wo alle Theile des Volkes von dem Gedanken völliger Rechtsgleichheit durchdrungen sind. Man versuche, den Juden den Zugang zu den Kommandostellen zu öffnen: und man wird finden, daß in Deutschland noch weniger Schwierigkeiten daraus entstehen a's im Oesterreich der Unduldsamkeit.“

In anderen Briefen wird an die Intelligenz des deutschen Soldaten, die der des Oesterreichers und Italieners überlegen sei, und an das fast ausnahmslos gute Verhältnis erinnert, das zwischen den jüdischen Einjährigen und ihren Kameraden und unmittelbar Vorgesetzten bestehe. Von Rassenantipathie sei da nichts zu merken. Dagegen wäre freilich anzuführen, daß der jüdische Kapitulant, als armer Teufel, nicht die Mittel hätte, die dem Einjährigen oft bei Mannschaft und Unteroffizieren zur Beliebtheit verhelfen. Aus Elberfeld schreibt mir Herr Rechtsanwalt Brück:

„Hochgeehrter Herr Garten, gestatten Sie mir, einem jüdischen Unteroffizier, einige Bemerkungen zu dem Artikel des Herrn von Wartenberg. Der Herr Oberstlieutenant hat äußerst schmeichelhafte Worte für die militärische Branlagung des jüdischen Soldaten, er erkennt ihm auch die Befähigung zum Vorgesetzten im Allgemeinen zu. Trotzdem billigt er die Abweisung der Juden von Unteroffizierschulen und Vorgesetztenstellen, weil die Disziplin der Truppe unter der Zugehörigkeit eines Vorgesetzten zum Judentum leide, weil der gemeine Mann sich innerlich gegen die Pflicht, jüdischen Vorgesetzten zu gehorchen, auflehne. Der Herr Oberstlieutenant leistet mit dieser Auffassung dem Begriff der Disziplin, wie er im Heer bestehen soll, einen schlechten Dienst. Es mag im aktiven Heer wenige oder gar keine jüdische Vorgesetzte geben; in der Reserve und Landwehr giebt es jedenfalls eine ganze Menge. Die Heeresverwaltung, der man doch wohl eine Untergrabung der Disziplin nicht zumuthen kann, ist also der Ansicht, daß insbesondere im Krieg auch der jüdische Vorgesetzte Erspriehliches leisten, vor Allem auch die Disziplin im Krieg aufrecht erhalten kann. Nun ist sicher, daß die Disziplin im Felde schwieriger aufrecht zu erhalten ist als in Friedenszeiten und in der Garnison; und eben so sicher, daß es für einen der Reserve oder Landwehr Angehörigen, zumal wenn er Reservisten oder Landwehrleute unter sich hat, schwerer ist, sich als Vorgesetzten geltend zu machen als einem aktiven Vorgesetzten. Wer gebient hat, kann Das nicht bezweifeln. Der Jude, der Also für fähig gehalten wird, im Krieg unter den schwierigsten Verhältnissen die Disziplin Untergebenen gegenüber aufrecht zu erhalten, sollte außer Stande sein, sich im Frieden, in der Garnison, unter den Augen der anderen Vorgesetzten die erforderliche Achtung bei den Untergebenen zu erzwingen? Und unter den gegebenen Verhältnissen, bei dem einmal vorhandenen Mißtrauen, wenn es sich um die Qualifikation eines Juden handelt, darf man doch annehmen, daß es sich bei der Beförderung eines Juden zum Unteroffizier nur um die von dem Herrn Oberstlieutenant

selbst hervorgehobenen ‚geradezu idealen Soldaten‘ handeln kann. Wenn ferner heutzutage, wie in Bayern, von gewöhnlichen Soldaten, die erst im zweiten Dienstjahr stehen, verlangt wird, daß sie sich, zu Unteroffizieren befördert, ihren Mitrekruten gegenüber, mit denen sie zusammen ausgebildet worden sind, mit denen sie sich buzen und mit denen sie im ersten Jahr, während der bösen Rekrutenzeit, auf die Unteroffiziere geschimpft haben, den zum Vorgesetzten erforderlichen Respekt verschaffen, und wenn wiederum von den ‚alten Leuten‘ verlangt wird, daß sie diesen ‚zweijährigen‘ Unteroffizieren genau so gehorchen wie dem ältesten Kapitulant: dann sollte ein jüdischer Unteroffiziersküler, ein Kapitulant, der von der Kindheit an die Pickelhaube getragen hat, den ihm völlig fremden Soldaten gegenüber nicht das Selbe fertig bringen? Das verstehe ich nicht. Vor Allem aber: seit wann gestattet die Auffassung von Disziplin, wie sie im deutschen Heer besteht, dem Soldaten, sich gehen zu lassen, wenn er der Ansicht ist, sich ‚innerlich auflehnen‘ zu müssen? Die militärische Disziplin, wie sie gefordert wird, geht doch dahin, daß das Abzeichen des Vorgesetzten den Mann, der es trägt, dem Untergebenen gegenüber unbedingt deckt. Es ist bekannt, daß aus Gründen der militärischen Disziplin sogar das Nothwehrrecht dem Vorgesetzten gegenüber ausgeschlossen oder mindestens sehr beschränkt ist. Und auf einmal diese Rücksicht auf die inneren Empfindungen des Soldaten, auf Empfindungen, die doch der Herr Oberstleutnant selbst als unberechtigt bezeichnet, da er sie auf ‚konfessionell oder religiös einseitige Beeinflussung‘ zurückführt? Das verstehe ich auch nicht. Wird man solche Empfindlichkeit dem Soldaten auch gegenüber dem christlichen Vorgesetzten gestatten? Man glaube doch nicht, daß dem gemeinen Mann die Schattenseiten und Schwächen seiner Unteroffiziere und Offiziere unbekannt sind. Das beständige Zusammenleben in der Kaserne, der Burshenklatz und manches Andere sorgt schon dafür, daß Alles bekannt ist. Gerade dieses Thema liefert den beliebtesten Gesprächsstoff in den Mannschaftsstuben. Ist in diesem Fall dem Soldaten eine ‚innere Auflehnung‘ gegen den christlichen Vorgesetzten gestattet? Ist die Darstellung des Herrn Oberstleutenants richtig, dann ist keine Disziplin mehr gefährdet. Denn dann ist keine Disziplin, die zu gefährden wäre, vorhanden. Ich habe als Einjähriger-Unteroffizier ein Vierteljahr lang eine Korporalschaft, die zum größten Theil aus ‚alten Leuten‘ bestand, auch während der Herbstübungen geführt. Während meiner ersten Reserverübung hatte ich auch eine Korporalschaft unter mir. Ich habe niemals Etwas von einer ‚inneren Auflehnung‘ der Leute gemerkt, noch weniger natürlich von einer äußeren. Ich habe dann bei meiner zweiten Übung acht Wochen lang als Vicesfeldwebel einen Zug während der Herbstübungen geführt. Auch da eine innere Auflehnung weder bei den Soldaten noch bei den untergebenen Unteroffizieren. Ich stand mit Allen gut. Wenn ich irgendwelche Schwierigkeiten hatte, dann kamen sie nicht von unten, sondern von oben her. Bei meiner Compagnie diente während meines Dienstjahres ein ‚zweijähriger‘ Unteroffizier, der, wie ich, Jude war. Mannschaft und Unteroffiziere waren einig darüber, daß er seine Leute streng in Fucht halte. Eine Insubordination ist meines Wissens ihm gegenüber nie vorgekommen. Die Behörde wird deshalb wohl wissen, weshalb sie auf die Anfrage des ‚Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens‘ nicht die Antwort gegeben hat, die Herr Oberstleutnant von Wartenberg gab. Sie biegt allerdings einer klaren Antwort auf die gestellte Frage aus. Mit gutem Grund. Denn die klare Antwort lautet einfach: ‚Wir wollen nicht.‘ Und die kann man doch nicht gut geben.“

Im Trance.

Nöllers Geniestreich hat die Börse in einen Zustand der Ueberreiztheit versetzt, dessen sonderbarstes Symptom sich darin zeigt, daß sie überall Etwas riecht, auch da, wo gar nichts zu riechen ist. Wenn es sich nur um ein Bergwerk handelt. Harpener steigen um drei Prozent. Sie wissen nicht? Sind Sie aber hinter Ihrer Zeit zurück! Klar wie Tinte: Käufe für Rechnung der bayerischen Regierung, die Nöllers Ruhm nicht schlafen läßt. Hei Hibernia, hei Harpener! Was der preussische Abler vermag, kann auch der bayerische Edwe. Ein echter Bajovar mag keinen Preußen leiden, doch seine Kohle nimmt er gern. Gelsenkirchener klettern mit. Ja, haben Sie denn von der geplanten neuen Kohlenbank noch nichts vernommen? Mensch, wo leben Sie eigentlich? Die Spahen pfeifend von den Dächern. Fix und fertig. Vorläufig als ein kleiner Anfang hundert Millionen Mark Kapital. Von jeder größeren Kohlegesellschaft wird mindestens ein Viertel der Aktien hineingelegt. Wer dabei ist? Gutmann einstweilen noch nicht; so geschicklich sind Sie selbst. Sonst aber Alle. Gestern schon, höre ich, mußte die Liste geschlossen werden: so groß war der Andrang. Die Deutsche allein hat einundfünfzig Millionen gezeichnet. Das wundert Sie? Haben wohl schon vergessen, wie wacker die deutsche Hochfinanz mitthat und die Millionen nur so aus dem Kermel schüttelte, als Herr Chamberlain nach Johannesburg kam, um im Namen Englands den Minenmagnaten eine Abschlagsrechnung für den in ihrem Interesse geführten Krieg zu präsentiren? Was man für die Erhaltung seiner Machtstellung in der Goldindustrie des britischen Transvaal that, ist man doch zeh- und zwanzigfach dem heimischen Kohlenbergbau schuldig, der starken Kraftwurzel, und man kanns um so leichter leisten, als Einem die englische Tory-Regirung bisher gnädig die Pflicht ersparte, die so stolz unmaßten Unterschriften von Johannesburg einzulösen. Wenn Gutmann wirklich klug ist, macht er seinen Frieden mit der Kohlenbank und schießt seine Hibernia-Aktien ein. Ein paar Prozent werden immer noch übrig bleiben. Und ist Euge: nicht willig, so braucht man eben Gewalt. Ein anderes Bild. Hibernia schnellst bis über 270 empor, dreißig Prozent über den Verstaatlichungskurs. Ein Augenblick der Verblüffung. Aber nur ein Augenblick. Man schnuppert. Und richtig: da hat mans auch schon heraus. Das Neuste schon gehört? Der Lange Nölller giebt nach. Schenkt den Aktionären auch noch die Reserven. War eigentlich vorauszusehen. Irgend eine Trophäe mußte man die Schwabach und Fürstenberg doch heimtragen lassen, wenn mans nicht für immer mit ihnen verderben wollte. Das erklärt Alles. Und so weiter; mit oder (meist) ohne Grazie. Morgens weiß kein Mensch mehr, was er am vorigen Mittag als reine und lautere Wahrheit beschworen hat. Bayern soll Harpener kaufen? Sie sind wohl nicht bei Trost? Erstens hat der bayerische Verkehrsminister ausdrücklich erklärt, daß er „der Erwerbung eines eigenen Kohlenbergwerkes für die bayerischen Staatseisenbahnen nicht unsympathisch gegenüberstehe“; und in diesen Dingen — Das sollten Sie jetzt schon wissen — thun die Regirungen bekanntlich genau das Gegentheil Dessen, was sie vorher in den Parlamenten versprochen. Und überhaupt ist die ganze Geschichte Humbug. Eine Kohlenbank? Machen Sie sich doch nicht lächerlich! Ein Wip, den irgend Jemand aus Bosheit gemacht hat. Alle gegen Einen: es klingt ja

recht imponant; so stark ist aber die Aversion gegen den Konsul doch nicht, daß sie um die übrigen Readers ein unzerreißbares Band innigster Liebe schlänge. Der Kurs von 271 durch eine Hinopferung der Reserven erklärt? Lassen Sie Keinen hören: sonst sind Sie unsterblich blamirt. Haben Sie sich denn schon die Mühe gegeben, nachzusehen, wie viel die Reserven der Hibernia betragen? Neun Millionen ungefähr auf ein Kapital von 53½ Millionen. Rechnen Sie sich gefälligst aus, was da noch fehlt, um von 240 bis auf 271 zu gelangen.

Auch die anderen Sinne der Börse funktionieren nicht in normaler Weise. Sie sieht und hört nichts. Dem Jaren wird endlich ein Thronfolger geboren, die russische Flotte entweicht aus Port Arthur: Niemand kümmert sich darum. In jedem anderen August hätte sich die Börse wie ein ausgehungertes Raubthier auf solche Nachrichten gestürzt. Doch wozu in die Ferne schweifen? In Berlin selbst trug sich Weltgeschichtliches zu, ohne daß man in der Burgstraße davon Notiz nahm. Herr Karl Neuburger, der Stolz der Börse, dessen (von keiner Temperatur jemals bezwungener) Cylinder mit seinem Glanz das fragende Auge des Galerieforschers stets zuerst auf sich lenkt, bescherte uns eine Erhöhung des Kapitals der Berliner Terrain- und Baugesellschaft um 2¼ Millionen Mark: und Niemand rührte sich. Und die kühne That hätte doch Beachtung verdient. Die erst im vorigen November — um den durch die Fusion mit der Neuen Berliner Omnibus-Gesellschaft entbehrlich gewordenen Grundstücksbesitz der Allgemeinen zu verwerthen — gegründete Terraingesellschaft hat ihre Existenzberechtigung schon so deutlich erwiesen, daß Herr Neuburger nicht umhin konnte, ihren Wirkungskreis auf das Doppelte des ursprünglichen Durchmessers zu erweitern. Der beschränkte Unterthanenverstand mochte freilich glauben, die Verwerthung der Omnibus-Terrains sei die einzige Aufgabe des ad hoc gegründeten Unternehmens. Herrn Neuburgers Meisterschaft ist aber nicht von der Art, die sich in der Beschränkung zeigt. Wer ihn kennt, weiß, daß er gewohnt ist, zweispännig zu fahren. Mit einem Aufsichtsrath, dem nebst einem Oberst a. D. auch noch ein leibhaftiger Kammerrath aus Donaueschingen angehört (wo könnte man besser über berliner Terrainverhältnisse unterrichtet sein als in Donaueschingen, von wo aus besser die Aufsicht über einen berliner Concern führen?), hätte Herr Neuburger übrigens gegen alle Regeln der Kunst gesündigt, wenn er sich mit der Bagatelle von 2¼ Millionen begnügt hätte, die der Gesellschaft vor neun Monaten mit auf den Weg gegeben wurden. Die Verdoppelung des Kapitals ist aber nicht nur für die Berliner Terrain- und Baugesellschaft wichtig, sondern ein Ereigniß in der Geschichte von Großberlin; denn sie entstammt einem Beschluß des Aufsichtsrathes, „von vier alteingesessenen stgl. Uckerbürgerfamilien deren ererbten, langjährigen Besitz zu erwerben“, auf dem nun, unter Herrn Neuburgers Patronanz, ein „großer, vornehmer Stadttheil“ erstehen soll. Für den Prunksaal irgend eines öffentlichen Gebäudes in diesem Zukunftsbezirk wüßte ein Knackfuß die denkwürdige Begegnung des Herrn Neuburger mit den Häuptern der vier Uckerbürgerfamilien, die ihm huldigend nahen, malen und als Legende sollte unter dem Bild stehen: Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu veräußern, — wenn nämlich Karl der Große aus der Französischen Straße, der Omnibus-, Papier- und Städtegründer, Dir dazu die Gelegenheit giebt (Versicherung gegen Kurdverlust). Und über diese, wie Jeder zugeben muß, nicht alltägliche Begebenheit regte sich die Börse nicht eine Minute auf.

Es kam aber noch schlimmer. Das Bankhaus Hardy & Co. überraschte die Welt mit der verblüffenden Neuigkeit, daß es die Vertretung einer transvaaler Diamantenmine für Deutschland übernommen habe. Ob für den Abhlag der Diamanten oder der Shares: Das verschwieg die Meldung. Solches Versehen ist leicht durch die Aufregung erklärt, in der die Chefs des Hauses gewesen sein müssen, als sie mit diesem Novum vor die Öffentlichkeit zu treten hatten. Ich nehme an: der Shares; und irre wohl nicht mit der Vermuthung, daß es die rühmlich bekannten, wenn auch fruchtlosen Bemühungen der Firma um Papiere à la Seebeck Schiffswerft waren, die das Ausland erkennen lehrten: hier ist Ausbauer, die sich auch von beständigem Misserfolg nicht abschrecken läßt. Gerade auf diese Tugend scheint die afrikanische Diamantengesellschaft großen Werth zu legen. Kenner hatten allerdings eine bessere Meinung von der Premier Company gehabt, die sogar berufen schien, der unumschränkt herrschenden Debeers (die Person von Bleichröder so richtig zu würdigen wußte) einst Konkurrenz zu machen und vielleicht mit ihr vereinigt zu werden. Doch von der Werthfrage abgesehen — schließlich ist Hardy & Co. doch nur eine Gesellschaft mit beschränkter Haftung —, war es immerhin eine Sensation, plötzlich auch Hardy unter den Propheten des südafrikanischen Aktienmarktes zu erblicken, auf dem bisher nur die Darmstädter Bank und die Nationalbank für Deutschland ihr schönes Geld angehebelt hatten, um sich in der Gunst des deutschen Publikums neben Görz und General Mining (Deutsche und Treddener Bank) einen Platz zu erkauen. Der Uebergang von Gold- zu Diamantenshares war der Rede werth und am Ende lag ein tiefer Sinn darin, daß der Vorruf gerade in den Tagen erscholl, da sich Alles um Kohle dreht. Auch Diamanten sind Kohlenstoff; und — wer weiß? — wenn Hibernia und Genossen weiter steigen, wird Kohle vielleicht noch so werthvoll, daß unser weitausschauender Handelsminister der Premier-Diamantmine die Verstaatlichung anbietet, um dem rheinisch-westfälischen Syndikat ein Schnippchen zu schlagen. Durch Schaden klug gemacht, wird sich dann Herr Möller gewiß an Hardy wenden, der die Shares besitzt, nicht an Gutmann, der sie erst erwerben mußte. Doch auch dieses leckere Gerücht reizte den Gaumen der Börse nicht. Der Kohlenwahn hält sie in seinem Bann und wird sie bis zur Schlacht im Breidenbacher Hof wohl auch nicht freigeben.

Ein merkwürdiger Fall von Autohypnose. Man wird an den Schreckensausdruck der Menschengesichter erinnert, die unter suggestivem Zwang einen Tiger vor sich zu sehen glauben; dann wieder an das behagliche Schmausen der Gourmets, die was Gutes zu schmausen wohnen; und noch öfter an Leute, die in der Hypnose Alles vergessen haben, sogar den Ort ihrer Geburt und den Gegenstand ihres gestrigen Hauptinteresses. Wie oft war an der Börse von dem durch das Kohlensyndikat und dessen Produktions Einschränkung umgewandelten Kraftverhältnissen und von dem dadurch den Hüttenzweigen zufallenden Vortheil geredet worden? Nun wurde die erste Folge dieser Veränderungen sichtbar. Herr August Thyssen hat zwischen zwei Unternehmungen, über die sein Aktienbesitz ihm Macht verleiht, eine Interessengemeinschaft herbeigeführt: zwischen Gelsenkirchen und dem Schalker Gruben- und Hüttenverein. Das schalker Werk, eine Hüttenzeche, braucht, nach dem Syndikatsvertrag, seine Produktionsfähigkeit kaum einzuschränken; und in dem Augenblick, wo Gelsenkirchen mit Schalker verbündet ist, erwirbt es no-

nürlich alle Benefizien solcher Bundesgenossenschaft, hat seine eigene Hütte, kann seine Schachte ohne Rücksicht auf das Syndikatsgebot ausnützen und braucht sich nur mit dem Älirten über Tempo und Grenze der Förderung zu verständigen. Das ist keine Kleinigkeit. Die neue Interessengemeinschaft wird über ein Aktienkapital von 94½ Millionen verfügen und mit der größten Ziffer (8698000 Tonnen) am Kohlensyndikat theilhaftig sein. Sehr möglich, daß Thyssen auch seine Gewerkschaft „Deutscher Kaiser“ bald dieser Gruppe angliedern wird und daß die anderen großen Syndikatsgesellschaften sich bemühen werden, auch für sich die Bewegungsfreiheit zu erwerben, die nur noch die Gemeinschaft mit einer Plüttenzeche verleihen kann. Jedenfalls ein Ereigniß, das nicht nur im August Aufsehen erregen konnte. Was wird man in Harpen, in der Hibernia-Verwaltung, was bei der Lothringischen und Luxemburgischen Konkurrenz dazu sagen? So hätte man unter normalen Verhältnissen gefragt und die Spekulation hätte sich hastig bemüht, alle Möglichkeiten zu reäkomptiren. Jetzt? Schalker stiegen natürlich. Sonst aber war am ersten Tag Alles still. Als sei nichts Besonderes geschehen. Eifriger fast als die große Transaktion Thyssens wurde die Form des Kohlenpapieretrusts besprochen, der ja nicht unwahrscheinlich ist, da die beiden um Hibernia streitenden Parteien für ihre Aktien ein Reservoir brauchen. Nächstens werden wir Klopftöne hören und Materialisationen erleben.

Ohne das gutmännische Intermezzo hätten wir wahrscheinlich schon einen anderen, besser begründeten Boom: in Elektrizitätaktien. Ansätze wurden ja während der Hiberniahaufe sichtbar, aber schnell überwuchert. Möglich, daß die Saat bald in die Halme schießt. Der Elektrizitätsindustrie bringt der Turbinenbau eine neue Epoche; auch an die Elektrifizierung der Eisenbahnen kann man nach den erfolgreichen Versuchen allmählich denken. Und der Beginn dieser neuen Ära fällt in eine Zeit, wo das reguläre Geschäft sich erholt und vielleicht die herrlichen Tage der Hochkonjunktur zurückbringt. Dank der technischen und kommerziellen Klugheit, die bei der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft sich kühler Klugheit gesellt, erweitert diese Industrie auch im Ausland ihren Machtbereich mit bewundernswürdiger Kühnheit und Kraft. Von mancher Eiterbeule muß allerdings der Körper noch befreit werden. Der Helios in Köln und das Sachsenwerk (weiland Kummer) in Dresden sind dem Untergange geweiht. Bergelens sehen bei diesen beiden Werken ehemalige Beamte der A. E. G. Himmel und Erde in Bewegung, um Scheinerfolge hervorzuzaubern. Mit dem Unterbieten allein ist's nicht gethan und Geschäfte, wie das Sachsenwerk und der Helios sie machen, liefern nur Breiter für den Sarg. Mehr noch als für irgend eine andere Industrie gilt für die elektrische, daß der größte Betrieb, der Betrieb, der die meisten Kosten hat, der billigste ist. Unternehmungen von der Art des Sachsenwerkes handeln unsinnig, wenn sie Breitschleuderei treiben, um dadurch „ins Geschäft zu kommen“. Ueber ein Kleines müssen die neuen Mittel, die Helios und Sachsenwerk bei der Reorganisation erhielten, aufgezehrt sein. Je schneller diese unvermeidliche Entwicklung eintritt, um so besser für die deutsche elektrische Industrie, die zu gut ist, um Leuten, die das ihnen anvertraute Geld wild verschleudern, als Tummelplatz für Barforce-Geschäfte zu dienen. Ist der Schutt erst einmal weggeräumt und die Luft wieder rein, dann wird der Aktionär deutscher Elektrizitätsgesellschaften mit Recht zu den meistbenedicten Menschen zählen. Dis.



Preußen als Aktionär.

Preußen wird amüsant. Das hatte Keiner dem Drillstaat zugetraut, den gestern Frevler noch rückständig zu nennen wagten. Hypermodern. Alles, was der Komfort der Neuzeit zu leisten vermag. Und wem danken wir's? Theodoro Möller aus Brackwebe. Dem bescheidenen Mann, der nicht nach Lorber langt und in hehrer Selbstlosigkeit seinem Volke kündet, die erste Anregung zu seinem im edelsten Sinn revolutionären Plan sei von der Bergbehörde gekommen. Möglich. Auch in der Bergbehörde sitzen Ehrgeizige, die nicht immer nur beaufsichtigen, sondern endlich in großem Stil verwalten möchten. Der Fiskus hat den Domänen, Forsten, Eisenbahnen im Lauf der Jahrzehnte so viel Gutes erwiesen, an der Saar, in Oberschlesien, am Harz als Kohlenförderer sich so herrlich bewährt, daß man getrost ihm auch die Ruhrbergwerke anvertrauen darf. Eine neue Hierarchie; ein neuer Unterstand für die wachsende Zahl pensionirter Offiziere; ein neues Feld, auf dem die Arbeit reichlich lohnt. Sehr möglich also, daß der Gedanke aus dieser Gegend kam. Doch Gedanken hat Jeder, kann Jeder haben; der Name des Einen nur, der ihnen Gestalt gab, lebt in der Geschichte fort. Das aber that Theodor Möller. Zwar hat der erste Sturmangriff ihn nicht ans Ziel seiner Sehnsucht geführt. In seinem Auftrag hat Herr Konsul Gutmann aufgekauft, was an Hibernia-Aktien irgend zu erhaschen war, und schließlich große Posten zehn Prozent über den unsinnig hohen Börsenkurs von 267 bezahlt. Vergebens. Die Dreiviertelmehrheit, die in Düsseldorf die Verstaatlichung beschließen sollte, war nicht zu erreichen. Nicht einmal sicher, ob die Gegner nicht die absolute Mehrheit haben werden. Was nun? Abwarten und die Aktienmacht benutzen, um die Verwaltung der Hibernia langsam zu unterminiren und neue Aufsichtsrathsstellen zu erzwingen, die man mit zuverlässigen Leuten besetzt? Ganz schön. Doch was macht Herr Gutmann so lange mit seinen theuer erkauften Aktien? Wie hilft er sich über die Bilanznöthe hinweg? Und wie schützt er sich und seinen Concern vor einer Beurtheilung, wenn der höchsten Rechtsinstanz die Frage vorgelegt wird, ob er, als Möllers Mitwisser, berechtigt war, den Aktionären ihren Besitz zu einem Kurs abzunehmen, der dem wirklichen Werth nicht mehr entsprach? Schüchtern war er nie. Vielleicht hat er dem Handelsminister gedroht, er werde, um nicht länger als Schwarzer Mann herumzulaufen, die ganze Sache aufgeben. Dann wäre der Kursthurm zusammengestürzt und hätte die Excellenz, die Solches bewirkt, unter seinen Trümmern begraben. Schwierige Lage. Keine Mehrheit und einen

ungebuldigen Partner. Da aber, in dieser Fährniß erst zeigte sich Möllers Genie. Kann ich, sprach der Minister, nicht Besizer der Hibernia sein, so will ich wenigstens ihr Großaktionär werden. Am Tage von Mars-La-Tour, am Abend vor dem Todestag des Preußenfrigen ward der neue Kriegsplan enthüllt. Merkt Euch, Borussia, das Datum. Am sechzehnten August 1904, zwei Jahrhunderte nach Lams erstem Aktienvangelium, hat der Staat Friedrichs beschlossen, unter die Industrie-Aktionäre zu gehen. Preußen wird amüfant.

Daß der Beschluß von der Staatsregierung gefaßt wurde, müssen wir glauben. Trotzdem nicht alle Minister in Berlin sind und ihr Präsident in Rorderney badet: ein so weitausschauendes Projekt hätte selbst Möller wohl nicht auf seine Kappe genommen. Preußen, vertreten durch das Haus Hohenzollern, kauft der Dresdener Bank und dem Schaaffhausenschen Bankverein, vertreten durch Eugen Gutmann, sämtliche Hibernia-Aktien ab. Zu welchem Preis? Zum Einkaufspreis hoffentlich; Preußen, das keine dem Aktiengesetz unterstellte Bilanz veröffentlicht, kann Verluste eher tragen als ein von der Konkurrenz argwöhnisch beobachteter Concern. Doch wer wird sich bei Kleinigkeiten aufhalten, wenn er den mit Recht so beliebten Athem der Weltgeschichte spürt? Preußen erwirbt zwanzig Millionen Hibernia, vielleicht noch mehr (wenn die Kunde von dem neuesten Geniestreich den Kurs nicht auf gar zu steile Höhen treibt): und sitzt nun als Großmacht in der Verwaltung des Ruhrkohlenwerkes. Alles in Ordnung. Gutmann ist Aktien und Odium los. Der Schaaffhausensche Bankverein, der wider Wissen und Willen in dieses Hochsommermanöver geschleppt wurde, braucht vor der Rache des Rheinlandes nicht länger zu zittern. Die Aktionäre, denen ihre seit Möllers Offerte 246 werthen Hiberniapapiere zu 200, 210, 220 abgelistet wurden, dürfen nicht klagen, denn sie haben pro patria gelitten. Die Herren Fürstenberg und Schwabach werden froh sein, nicht Gutmann, sondern den harmlosen Möller als Konforten zu haben; und mit ihnen werden die Triarier der Industrie sich erleichtert fühlen. Dennoch ist der Einfluß auf das Syndikat gesichert und — die Hauptsache — eine fühlbare Blamage vermieden. Schade, daß John Law nicht noch in der Rue Quincampoix thront und sich des Triumphes freut, den der Gedanke der Compagnie des Indes erlebt. Aber wir brauchen den Schotten nicht. Auch Borussia hat Genies. Auch in der Heimath werden Ideen von abenteuerlich her Großartigkeit ans Licht gefördert.

Leider bleibt die Menschheit ewig blind und beugt sich, heute wie in Galileis Zeit, ungern nur vor der Macht neuer Gedanken. Law hats, Möller wird es erfahren. Aengstliche Seelen werden fragen, ob dem Staate, der

seine Hoheit in Palast und Hütte anerkannt sehen will, die Rolle des Aktionärs zieme. Und der ersten werden bald andere Fragen folgen. Ist mit solchem Großaktionär eine vernünftige, dem Geschäft nützliche Verwaltung überhaupt möglich? Wird er für eine rücksichtslose Dividendenpolitik wirken und den Vorwurf hinnehmen, er habe, als sich um seine Tasche handelte, die tausendmal angepriesenen Ideale in die Kumpfkammer gethan? Oder auf raschen Profit verzichtet und von den Mitaktionären den Tadel hören, sein bürokratisches Walten habe die Entwicklungsfähigkeit des Werkes gehemmt? Mitspekuliren oder der Spekulation die Schleichwege sperren? Und was wird die Konkurrenz dazu sagen? In Gelsenkirchen und Harpen, in Schlesien und Lothringen kanns nicht gleichgiltig sein, ob man künftig mit einer Bergwerksgesellschaft zu rechnen hat, die der Staatsgunst näher ist als alle anderen. Jede vom Staat zu gewährende oder zu weigernde Konzession wird mißtrauisch bespäht werden; behandelt er die Hibernia zärtlich, so schreit die Nachbarschaft, behandelt er sie streng, so murren der Unwille im eigenen Haus. Dazu die Gewißheit, daß mindestens in den ersten Jahren seine eifrigsten Kommissare von den Nothwendigkeiten und Möglichkeiten des Geschäftes nicht so viel verstehen werden wie die Bankleute und Industriellen. Und immer die Anklage: Du, Rader von Staat, dankst Deinen Aktienbesiß einem gutmännischen Kniff, der Ueberlistung preußischer Kapitalisten, hast Deine loca montis eigentlich durch eine Sünde wider Treue und Glauben erworben!

Auch im Landtag wird der Minister solche Fragen, solche Anklagen vernehmen. Doch ein Titan stolpert nicht über Zwirnsfäden. Und schon schaaren sich wackere Freunde um Sankt Theodor. Wenn man nach den Sommerleistungen ihrer Presse urtheilen darf, finden die konservativen Fraktionen das Beginnen des Herrn Müller höchsten Lobes würdig. Famos, daß er diesen Schlotbaronen und Bankfexen einen Streich gespielt hat; vielleicht können wir ihn von den Nationalliberalen jetzt zu uns herüberziehen. Mächtige Syndikate gehören nicht ins Preußenland (als ob die Agrarier nicht schon ein Spiritusyndikat geschaffen hätten und, wenn sie Etwas erreichen wollen, mit aller Kraft nach einem Getreidesyndikat streben müßten); und daß ein paar Aktionäre übers Ohr gehauen wurden, kann uns sarcimentum sein. Wir auch; nur brauchte es nicht gerade in staatlichem Auftrag zu geschehen. Und Mancher wird zweifeln, ob die Konservativen auch Beifall klatschen würden, wenn sich nicht um die Verstaatlichung eines Bergwerkes, sondern um ein Getreidemonopol handelte und die Regierung einem Korngroßhändler heimlich den Auftrag gäbe, ihr die Vorräthe billig einzukaufen. Die Herren sollten

sich überlegen. Jedenfalls wird das niedliche Bländchen, Preußen zum Aktionär der Hibernia zu befördern, nicht ganz leicht durch den Landtag zu bringen sein; denkbar, daß Richter oder ein Centrumsmann es sogar abenteuerlich nennt und, wenn Jordan von Kröcher die Rechnung macht, der Titanenplan abgelehnt ist. Auch dann könnte Theodor Möller sich trösten. In magnis et voluisse sat est, lehrt Properz. Das Alte hat immer das Neue gehaßt. Und wenn die Bürger sich gegen ihr Glück sträuben, müssen sie die Folgen solchen Widerstandes auf sich nehmen. So oder so: die Last ist vom Hals.

Das ist die Hauptsache, ist das Ziel aller Wünsche. Ein leicht zu erreichendes Ziel? Wie man's nimmt. Der schlichte Menschenverstand könnte sagen: Wenn der Staat, wie sich jetzt zeigt, die Hibernia nicht kaufen kann, soll er's lassen und eine günstigere Stunde abwarten. Ein schöner Gedanke; was aber würde dann aus Gutmanns Aktien und aus Möllers Prestige? Ueberhaupt der Menschenverstand! Wenn's nach dem ginge, hätte die Regierung im Juli öffentlich erklärt, sie wolle die Hibernia zu 245 kaufen; da die Aktien auf 200 standen, wäre die Mehrheit ihr sicher gewesen. So einfache Geschäfte reizen den Handelsminister nicht. Er wollte es schlauer anfangen: und sitzt nun in der Schlinge. Der Kopf muß, um jeden Preis, wieder heraus. Mit einer sichtbaren Schlappe kann er nicht vor den Landtag treten. Seht Ihr, würden Die vom Grünen Tisch spotten: da habt Ihr die gerühmte Klugheit Eurer Industriellen, die Alles besser verstehen wollen als wir, die Schöpfer preussischer Größe; da habt Ihr Einen aus dieser Reihe nun an der Arbeit erblickt. Bequeme Taktik; daß Herr Möller stets ein Redner und Vereinsmeier, nie ein Industrieller großen Stils war und sein Thun nicht als Norm industriepolitischer Leistungsfähigkeit angenommen werden kann, würde nicht beachtet. Aber auch für den mit der Rolle eines representative man Betrauten wäre die Lage unbehaglich. Rasch also ein neues Projekt. Noth macht erfinderisch. Das Komplizirte gefiel nicht: noch Komplizirteres her! Preußen geht unter die Bergwerksaktionäre. Weh uns, wenn auch dieser Weg sich als ungangbar erwiese! Wer weiß, ob die Trias Möller-Arnhold-Gutmann nicht noch größere Wunder bebrütet? Erst wenn kein neues Abenteuer sie mehr lockt, kann man ihrer Weisheit den fast allzu einfachen Vorschlag unterbreiten: an die Verstaatlichung einstweilen nicht weiter zu denken, mit den fünf koalirten Banken über erträgliche Bedingungen des Aktienfriedens zu unterhandeln und Herrn Theodor Möller, dem auch nach dem Abschied vom heiß geliebten Amt der Charakter eines Staatsministers bliebe, als Vertreter des Gemeinwohls in den Aufsichtsrath der Hibernia wählen zu lassen.